

JOURNAL

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

FRANZ WEBER

Juli | August | September 2015 | Nr 113 | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1



**Grandhotel Giessbach -
Zeitlose Schönheit**

31

**Vision NEMO -
Chance für Basel**

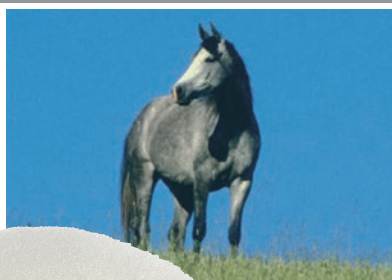
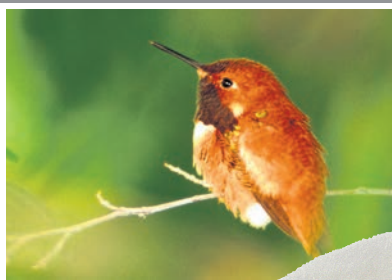
8

**Die andere Seite der
Windturbinen**

14

www.ffw.ch

www.facebook.com/FondationFranzWeber



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto SCHWEIZ: Landolt & Cie., Banquiers, Chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne, PC 10-1260-7

Konto Fondation Franz Weber IBAN CH76 0876 8002 3045 0000 3 oder

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

DEUTSCHLAND: Raiffeisenbank Kaisersesch, Postfach, D-56759 Kaisersesch, Konto FFW Nr. 163467, BLZ 570 691 44, BIC GENODED1KAI, IBAN DE41 5706 9144 0000 1634 67

Bitte bevorzugen Sie das E-Banking www.ffw.ch

Informationen: FONDATION FRANZ WEBER

Postfach, 1820 Montreux, SCHWEIZ. Tel. 021 964 24 24 oder 021 964 37 37, Fax 021 964 78 46. ffw@ffw.ch – www.ffw.ch



Editorial

Philippe Roch

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Angesichts der Gefahren, die von der Atomenergie während Generationen für riesige Landstriche und deren Bewohner ausgeht, ist der Atomausstieg unerlässlich. Die Energiewende des Bundesrates ist ebenso mutig wie fehlgeleitet. Nicht nur, was den Atomausstieg betrifft, sondern auch die Verringerung des Ausstosses von CO₂ und Schadstoffen in der Produktionskette und im Transport, bis hin zum Endverbrauch.

Die Wende ist nicht umsetzbar ohne eine deutliche Reduktion unseres Energieverbrauchs. Was sich etwa im Bereich Heizenergie durch verbesserte Gebäudeisolation recht leicht machen lässt, ist im Verkehr schon schwieriger, weil sich für uns hier Verhaltensänderungen aufdrängen. Zudem steht die Energiewende in diametralem Widerspruch zum Wachstumsdogma, das weiterhin über alle Parteigrenzen hinweg gepredigt wird.

Beim Strom ist eine Verbrauchsreduktion besonders schwierig, angesichts der Förderung von Wärmepumpen, Elektrofahrzeugen und weiterer Elektroanlagen, sowie des stetig wachsenden Stromkonsums im Elektronik- und Mobilbereich. Genau bei der Stromerzeugung begehen die Bundesbehörden zudem einen fatalen Fehler. Auf Kosten der Solarenergie setzen sie seit Jahren auf zwei der umweltschädlichsten Produktionsformen für erneuerbare Energie: Wasserstrom und riesige Windkraftanlagen.

Windturbinen sind gigantische, bis zu 200 Meter hohe Produktionsanlagen, welche die Bundespolitik im Wald und in der offenen Natur aufstellen will, in schönsten Landschaften und zulasten von Tierwelt und Biodiversität (siehe auch Artikel von Candice Baan, Seite 28/29). Gleichzeitig bedrohen weitere Wasserkraftwerk-Projekte die letzten unverbauten Gewässer und den für die Fische so wichtigen natürlichen Wasserhaushalt.

Die Priorität für die Produktion von Ökostrom muss der Installation von Solaranlagen auf bereits bestehenden Gebäuden und Infrastrukturen gegeben werden, mit andern Worten, ohne der Natur auch nur einen einzigen weiteren Quadratmeter wegzunehmen. Doch gerade hier hören Regierung und Stromversorgungsunternehmen nicht auf, durch Hindernisse und Fallen jeden Anreiz in der breiten Bevölkerung zu bremsen, mit Solaranlagen auf ihren Dächern aktiv an der Energiewende teilzuhaben.

Widerstand gegen umweltschädliche Grossprojekte und Rückbesinnung auf eine Energiepolitik mit Priorität auf Einsparungen und Solarenergie sind daher entscheidend.

Wir müssen endlich begreifen, dass eine gegen die Natur gerichtete Energiewende weder nachhaltig noch ökologisch ist.

Philippe Roch

Stiftungsratsmitglied der Fondation Franz Weber

Natur

Tägermoos – Einsatz der FFW hat sich gelohnt

>>20–21

Tiere

Euthanasie – Klares Dilemma und letzte Freiheit

>>4–7

Vision NEMO – Warum ein Ozeanum in Basel ein Rückschritt wäre

>>8–9

Aquarien-Industrie – Der zynische Handel mit wilden Korallenfischen >>10–13**Stierkampf** – Erfolgsliste gegen die Corrida wird immer länger

>>16–18

Equidad – Tierärzte vollbringen Wunder für unseren Gnadenhof

>>22–24

Franz Weber Territory – Naturerlebnisse im Outback

>>26–27

Heimat

Windturbinen – Viel Zerstörung für wenig Energiegewinn

>>14–15

Leserbriefe

Die Leser haben das Wort

>>28–29

Gesellschaft

Nachruf – Karl Friedrich (Fritz) Kreis

>>30

Grandhotel Giessbach – Franz Webers Geschenk

>>31

Franz Weber in Paris: «**Abschied**» (JFW112) war der Titel des Beitrags in unserer Rubrik «Vor 50 Jahren in Paris» über die Pariser Reporterjahre von Franz Weber (1949–1974). Damit nehmen wir auch Abschied von dieser Rubrik. Das Leben und Wirken Franz Webers wird jedoch in anderer Form weiterhin Platz im Journal Franz Weber einnehmen.

Zum Titelbild: Giessbach, das war für Franz Weber schon immer ein Inbegriff von Schönheit und Heimat gewesen. Er wusste: Sollte dem Giessbach einmal in irgendeiner Weise schwere Gefahr drohen, dann würde er diesem Juwel des Berner Oberlands zu Hilfe eilen. (Foto von Andrea Padrutt)

Spendenkonten:

Banque Landolt & Cie, chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne
oder

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux
IBAN CH31 0900 0000 1800 6117 3

Impressum

Herausgeberin: Fondation Franz Weber**Chefredaktion:** Judith Weber**Redaktion:** Judith Weber, Vera Weber, Alike Lindbergh, Hanspeter Roth, Silvio Baumgartner**Druck:** Ringier Print Adligenswil AG**Layout:** Claudia Trinkler, Ringier Print Adligenswil AG**Redaktion und Administration:** Journal Franz Weber, case postale, 1820 Montreux, Schweiz, ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37. Fax: 021 964 78 46.**Abonnements:** Journal Franz Weber, Abonnements, case postale, 1820 Montreux. Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Euthanasie

Wenn der Engel des Todes zum Engel der Gnade wird

■ Alike Lindbergh



(Bild zvg)

Wir alle, die wir die Tiere lieben, wie sie uns lieben: bedingungslos, rückhaltlos und uneigennützig – wir sehen im Laufe unseres Lebens leider so manche von ihnen sterben. Wenn ich Rückschau halte über meine Vergangenheit, so stehen sie alle wieder vor mir, die liebenswerten und geliebten Geschöpfe, die ihr schuldloses Herz auf Gedeih und Verderb in meine Hände legten und mir ihre unverbrüch-

liche Treue und reine Dankbarkeit schenkten... Der einzige Schmerz, den sie mir jemals zufügten, bestand darin, eines Tages zu sterben – und mich zurückzulassen, in tiefer Trauer über ihren unersetzlichen Verlust.

Der Preis unseres Paktes mit der Liebe

So hart dies auch sein mag, wir lernen dadurch, oft schon von frühester Kindheit an,

dass der Tod derer die wir lieben, und der Schmerz, den er uns bereitet, Teil des Paktes sind, den wir im Bereich des Unsichtbaren mit der Liebe eingehen: früher oder später wird der Tod eines geliebten Wesens uns treffen, oder das Geliebte wird unseren Tod betrauern: so will es die Natur. Dies zu erkennen und zu akzeptieren, sollte unser Empfindungsvermögen erhöhen, es wachsam machen und uns

veranlassen, so zu lieben, als sei die nächste Stunde die letzte. Wenn wir das verstanden haben und danach leben, vermeiden wir nicht wieder gutzumachende emotionale Vernachlässigung.

Für Tiere, die unser Leben teilen, wünschen wir uns naturgemäß vor allem, dass sie gesund und glücklich seien. Und wenn sie leiden – aus welchem Grund auch immer –, tun wir unser Möglichstes, ja

oft unser Unmöglichstes, um ihnen zu helfen und sie zu pflegen. So lautet das ABC der Nächstenliebe.

In letzter Konsequenz bedeutet dies nun aber, dass wir nach einem wunderbaren Weg geteilter Freundschaft und Liebe vor die dramatische Entscheidung gestellt werden können, hoffnungslosen und daher sinnlosen Qualen im Endstadium ein Ende zu setzen. Unserem leidenden Tiergefährten einen sanften Tod zu schenken, ein Ende ohne Angst und endloses Martyrium. Sich durchzurichten zu diesem Entschluss, den Mut dazu zu finden, ist wohl der grösste Beweis unserer bedingungslosen Liebe: wir nehmen den Schmerz auf uns, das geliebte Wesen zu verlieren, damit sein Leiden endlich ein friedliches Ende findet.

Ein klares Dilemma

Wer von uns stand nicht schon vor dieser Entscheidung? Wer von uns Tierfreunden musste sich nicht schon entschliessen, ein hoffnungslos leidendes Tier einschläfern zu lassen? Wir haben – oft mehr als einmal – diese Zerreißprobe durchlebt, die uns erschüttert ... doch beruhigten Herzens zurücklässt. In unserem Innersten wissen wir, dass unsere Entscheidung richtig war, ein Akt der Liebe, unser letztes und selbstloses Geschenk an ein Wesen, ohne das wir uns das Leben noch gar nicht vorstellen können. Auch wenn wir es schmerzlich bedauern, eine Verbindung verloren zu haben, die einzigartig war, so empfinden wir keine Reue, unerträglichem Leiden ein Ende gesetzt zu haben.

Was könnten wir Besseres tun, wenn wir sehen, dass ein unschuldig Wesen am Ende seiner Kräfte angelangt ist? Wenn wir uns eingestehen müssen, dass die Massnah-

men auch der besten Tierärzte endgültig nichts mehr ausrichten können und nur dazu dienen, einen endlosen, hoffnungslosen Todeskampf noch weiter zu verlängern? Das Dilemma liegt klar auf der Hand: Sollen wir zusehen, wie das Tier immer weiter leidet, wie es in der Angst vor den Attacken des Schmerzes am ganzen Leibe zittert (wie dies bei kranken Tieren sehr häufig der Fall ist), und in stoischer Ergebenheit darauf warten, dass sein Herz endlich stillsteht? Oder sollen wir es erlösen von den Qualen des Nessus-Hemdes, zu dem seine körperliche Hülle geworden ist, ihm als letzte Gabe den Frieden schenken und es den Weg ins Licht antreten lassen...?

Engel der Barmherzigkeit

Es versteht sich von selbst, dass wir zunächst alles versuchen, alles tun, dem geliebten Wesen – Mensch oder Tier – das Leben zu retten. Dass es ein undenkbares Verbrechen wäre, die Erlösung aus Barmherzigkeit in eine Bequemlichkeitslösung zu verwandeln! Nein, der Kampf muss umso entschlossener geführt werden, als sich die Wesen, die uns lieben, am Ende ihres Weges vertrauensvoll in unsere Hände befehlen!

Es stimmt, dass der Kampf um das eigene Überleben Teil unserer reinsten Instinkte und unserem Geiste eingeschrieben ist. Er sichert langfristig das Wunder allen irdischen Lebens. Ohne jede Frage ergibt sich daraus, dass wir um Heilung ringen müssen, solange noch irgend eine echte Hoffnung besteht.

Wenn indessen alle Therapien unwiderruflich gescheitert sind, wenn das geliebte Wesen sichtlich um Erlösung fleht, wenn es nur mehr eine lebende Fackel aus Schmerz und

Elend ist, dann wird der Tod zum willkommenen und mit Erleichterung begrüßten Engel der Barmherzigkeit. Es ist ein Gebot der Liebe und der Achtung vor den Mitgeschöpfen, diejenigen ziehen zu lassen, die es wünschen, ja ihnen Beihilfe zu gewähren in dieser letzten Not. Die Sterbehilfe für Tiere, deren Leiden unerträglich werden, findet gottseidank breite Zustimmung unter den Tierfreunden, die alle in ihr einen Gnadenakt sehen.

„Leider bin ich kein alter Hund“

Komplizierter und zum Gegenstand erbittert geführter

Kontroversen wird dieses Thema, sobald es sich um den Homo sapiens handelt: der „sanfte Tod“, den man schwer leidenden Tieren im Endstadium barmherzig gewährt, wird auf einmal zum Meuchelmord, wenn es um Menschen geht. Von allen Seiten hagelt es Beschimpfungen, vernichtende Urteile, tugendhafte und hochtrabende Belehrung, Bannflüche und Schmähungen; die Opposition ist unerbittlich, man watet im Niedrigen und Gemeinen, wie dies bei entsprechenden öffentlich ausgetragenen Prozessen mitzuerleben ist.

„Leider bin ich kein alter Hund, sonst könntest du mich



Eine Verbindung, die einzigartig war

(Bild zvg)

einschläfern lassen!“ sagte mir in einem lichten Moment mein bester und ältester Freund während seines langsamen und qualvollen Abstiegs in die Hölle der Altersdemenz. „Wäre mein Arzt doch Veterinär! Dann dürfte ich souverän und in Würde gehen, so wie ich gelebt habe!“

Es wird in der Tat viel zu wenig in Betracht gezogen, dass eine endlose Agonie nicht nur den Körper peinigt, sondern auch den ihm innewohnenden Geist tief verletzt. Der sterbende Mensch sieht sich in seinen bewussten Stunden preisgegeben, ausgeliefert, gedemütigt, entwürdigt. Er erlebt seinen Verfall mit dem quälenden Gefühl der Schande, sodass die körperliche Qual mit einer echten moralischen Folter einhergeht. Und das gilt nicht nur für die menschliche Spezies sondern auch für viele Tierarten.

Verlust der Würde

Einer meiner Hunde, der in den letzten Wochen seines Lebens unter Inkontinenz litt, versuchte verzweifelt, die Kontrolle über seine Körperfunktionen zu bewahren, und als ihm dies nicht mehr gelang, empfand er darüber sichtlich eine Scham, die ihm weder meine Zärtlichkeit noch meine tröstenden und ermutigenden Worte nehmen konnten. Er war sich tatsächlich seines unerwarteten Gebrechens, des Nachlassens seiner intimen Fähigkeiten, der Schmach seines Zustands bewusst geworden, mit anderen Worten, des Verlustes seiner Würde.

Das Erschütternde für mich daran war, dass seine Scham und immense Verzweiflung in allem dem glichen, was mir wiederholt alte Menschen am Ende ihres Lebensweges anvertrauten, Menschen, die zwar „aufgeben“



Ein Freund, ohne den er sich das Leben gar nicht vorstellen kann

(Bild zvg)

waren, aber gegen ihren Willen „verlängert“ wurden, dank einer somatischen Medizin, die allzu oft die Sorge um den Geist und dessen Qualen ausser Acht lässt. Wenige Geständnisse unter Freunden haben mich je so erschüttert wie die verzweifelten Klagen und Bitten alter Weggefährten, die ihr gesamtes würdig gelebtes Leben lang Persönlichkeiten von beharrlichster Unabhängigkeit gewesen waren, und die nun plötzlich ohnmächtig den Zerfall ihrer Körperfunktionen und die Zerrüttung ihres Gehirns erlebten. Gedemütigt und empört darüber, gegen ihren Willem weiterleben zu müssen, verlangten sie zu sterben, baten sie wieder und wieder flehentlich aber vergebens, um einen schnellen, barmherzigen Tod.

Eine Pfote auf meiner Hand

Als meine Tierärztin und ich in der Erkenntnis, dass weitere therapeutische Interventionen nur noch grausam und

sinnlos waren, uns zur Euthanasie meines Hundes entschlossen, wurde dies in einem ausführlichen Gespräch am Telefon entschieden. Während ich dann auf den schicksalhaften Besuch wartete, kniete ich mich auf den Fussboden, an die Seite meines leidenden Kameraden, der in einer Art Lähmung leise vor sich hin wimmerte, und beugte mich über ihn, um ihn zu umarmen. Da erwachte er plötzlich aus seiner tödlichen Apathie, schaute mich an mit Augen so voller Zärtlichkeit und legte sachte eine Pfote auf meine Hand: Er wusste Bescheid! – Und da unsere Seelen seit 14 Jahren ohne Worte miteinander kommunizierten, begriff ich, dass er mir Lebewohl sagte, dass er versuchte, mich zu beruhigen, mich zu trösten, wie er es so oft im Laufe unseres gemeinsamen Lebens getan hatte. Es gab in diesen herzbrechenden Augenblicken nur noch die wunderbare Wärme einer geteilten Liebe und eines Einverständnisses, das

durch diesen Ausgang nicht erschüttert wurde.

Als die Tierärztin eintraf, zeigte mein Hund keine Angst: er gab sich in unsere Hände, wie er es während seiner Krankheit noch nie getan hatte. Er war ruhig, wohlwollend, gehorsam, vertrauensvoll... er WUSSTE. Denn die Tiere begreifen die Sterbehilfe aus Barmherzigkeit und praktizieren sie sogar manchmal selbst. Mit letzter Gewissheit habe ich dies beobachtet, als ich das Verhalten der Brüllaffen und Wollaffen studierte. Mein Hund wusste, dass wir ihm halfen, diese Welt leicht und friedlich zu verlassen, und dass dies der letzte und höchste Liebedienst war, den wir ihm erweisen konnten.

Kann Leiden veredeln?

Sterbehilfe zu befürworten und dies schwarz auf weiss zu erklären, mag gewisse Zeitgenossen schockieren: jene, die glauben, wir müssten irgendein „Karma“ abtragen. Oder jene, die das Recht einer Ent-

scheidung lieber einem Schicksal überlassen, das sie mit dem göttlichen Willen gleichsetzen. Oder auch jene, die sich einreden lassen, dass Leiden veredle... Insbesondere diese Vorstellung beweist allerdings vor allem, dass ihre Anhänger weder viele Krankenhäuser besucht haben, noch das Pech hatten, mit eigenen Augen die Gräuel eines Krieges zu sehen!

Sicher ist Leiden sinnvoll, wie alles, was natürlich ist: es ist das unentbehrliche Alarmsignal, das vor einer Funktionsstörung warnt und uns veranlasst, für unseren Körper zu sorgen. Es kann uns zum Nachdenken anregen und unsere positiven und edelsten Wesenszüge offenbaren... Es kann aber auch ein ursprünglich mutiges Wesen in ein armseliges Wrack verwandeln, und ein Häufchen Elend, ein verängstigtes Kind, einen unbeherrschten Irren, ein verzweifelter und verstörtes Etwas aus dem stärksten, lebensfrohesten Menschen machen. Die langen Entsetzens- und Schmerzensschreie, die einer meiner tapfersten Freunde auf seinem Sterbebett ausstieß, haben sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt, ebenso wie das grässliche Geheul eines von Granaten halb zerfetzten jungen Soldaten im Zweiten Weltkrieg... Unter solchen Umständen kennt auch das liebevollste Umfeld nur noch einen Gedanken: „Lieber Gott, lass ihn sterben! Lass ihn um Christi willen sofort sterben!...“ Und dieses Gebet ist ein Notschrei der reinsten Liebe.

Ich gestehe, dass ich schon mehrmals in meinem Leben auf diese Weise für Menschen und Tiere gebetet habe, die ich von ganzem Herzen liebte. Und ich weiss, dass ich diese Reaktion mit zahllosen Mit-

menschen teile: Nein, Leiden veredelt nicht.

Nur die Wahrheit liefert brauchbare Ergebnisse

Auffallenderweise stösst meine Befürwortung der Sterbehilfe als letztes Mittel (ärztlich begleitet und in einem gesetzlichen Rahmen!) bei sehr vielen meiner hochbetagten Freunde auf ein positives Echo, obwohl das Thema Probleme berührt, die gerade für sie, nicht nur für mich, von höchster Aktualität sind. Denn von einem gewissen Alter an sterben so viele unserer Freunde und Bekannten, dass wir zu Überlebenden auf Abruf werden; ihr Ableben mahnt uns immer eindringlicher daran, dass wir am Ende unseres irdischen Lebens angekommen sind.

Das Problem, eine Wahl zwischen künstlicher Lebensverlängerung und einem humanen Sterben treffen zu müssen – oder zwischen dem Einsatz aggressiver Therapien und einem barmherzigen Tod, wird sich einigen von uns wahrscheinlich in mehr oder weniger naher Zukunft stellen. Es kommt daher immer öfter vor, dass wir in unserem Kreis ganz nüchtern

darüber sprechen. Als Überlebender neigt man zum Philosophieren und offenem Reden, da nur die Wahrheit brauchbare Ergebnisse liefert. Meine Freunde sprechen mit mir über Sterbehilfe. Und ich entdecke, dass diejenigen, die das Thema am stärksten betrifft, dem erlösenden Tod weit positiver gegenüberstehen als einer Palliativmedizin, die dem Stolz des Individuums keine Rechnung trägt noch tragen kann, oder einer erzwungenen Lebensverlängerung, die die Agonie zum Martyrium werden lässt.

Die allerletzte Entscheidungsfreiheit

Allerdings müsste man tatsächlich das Recht der Entscheidung haben! Allerdings müsste das Gesetz uns die Möglichkeit dazu geben! Allerdings dürften unsere Nächsten uns nicht daran hindern können! Mit welchem Recht mischen sie sich ein? Geht es doch um das Persönlichste, Privateste, Intimste, um das Ur-Eigenste eines jeden von uns! Und doch steckt die durch politisch korrekte Vorurteile verdorbene Gesellschaft, die (ungeachtet ihrer Prahlerei) die Freiheit

stärker beschneidet als je zuvor, ihre autoritäre Nase auch da noch hinein, behindert unerlässliche humanpolitische Entscheidungen durch ihren unentwirrbaren Filz aus vorgefassten Meinungen und obskurantistischen Gesetzen.

Während hochzivilisierte und humanistisch hochentwickelte Länder wie die Schweiz und Belgien die ärztlich begleitete Sterbehilfe erlauben, bleibt sie in Frankreich und in vielen anderen demokratischen Ländern, die sich nichtsdestotrotz das Wort Freiheit auf die Fahnen schreiben, weiterhin verboten...

Im Ernst: Warum soll es wirklich so schwierig sein, entsprechende gesetzliche Kontrollen einzuführen? Gibt es in den Ländern, in denen die gesetzlich geregelte Sterbehilfe von Fall zu Fall erlaubt ist, mehr zweifelhafte Todesfälle als anderswo? Keineswegs.

Die Rechtmässigkeit und Freiheit, über den eigenen Tod zu entscheiden, muss ebenso anerkannt und respektiert werden, wie die Rechtmässigkeit und Freiheit, ungeachtet familiärer oder parareligiöser Einwände, seine Organe zu spenden oder nicht. ■



Seltsame Bande zwischen Mensch und Tier

(Bild zvz)

Vision NEMO

Ein Ozeanium in Basel wäre ein grosser Rückschritt

«Haben Grossaquarien noch eine Zukunft?» Dies war die Grundfrage eines öffentlichen Anlasses der Fondation Franz Weber in Basel. Die Referenten antworteten klar. Sie zeigten in aller Deutlichkeit auf: Grossaquarien stecken heute in der Sackgasse.

■ Hans Peter Roth

Vier geladene Gäste und Vera Weber, Präsidentin der Fondation Franz Weber (FFW), sprachen eine deutliche Sprache: Sollte sich Basel tatsächlich dazu entscheiden, ein Ozeanium zu bauen, wäre dies für die Stadt am Dreiländereck ein anachronistischer Fehler. Darin waren sich die fünf Referierenden an einem öffentlichen Anlass der FFW am 27. August im Basler Unternehmen Mitte in aller Deutlichkeit einig. Denn herkömmliche Grossaquarien, die grosse Mengen an wild gefangenen Korallenfischen und anderen Meerestieren sowie Haie und Rochen in Glasbehältern zur Schau stellen, sind ein Konzept aus dem letzten und vorletzten

Jahrhundert, das heute längst ausgedient hat. Ein zeitgemässes – und vor allem absolut tier- und umweltfreundliches Projekt – ist Vision NEMO von der FFW. Als virtuelles, multimediales und interaktives Tor zum Ozean bedient es sich der virtuellen Technologien der Gegenwart und Zukunft, um damit in Basel einen neuen, generationenübergreifenden Publikumsmagneten zu schaffen, der sich fortlaufend erneuern lässt und damit jederzeit attraktiv bleibt.

«Realer als Realität»

Der Philosoph und Tierethiker Professor Markus Wild brachte es im gedrängten vollen

Saal treffend auf den Punkt: «Tiere in ihrem natürlichen Lebensraum und in ihrem natürlichen Verhalten dargestellt zu erleben ist realer, als echte Tiere gelangweilt, eingesperrt, im Kreis schwimmend hinter einer Glasscheibe zu sehen. Somit ist in diesem Fall virtuelle Realität realer als ‚Realität‘.»

Peter Lehmann, Experte für nachhaltige Bildung, forderte, dass Tierparks ihr Geschäftsmodell weiterentwickeln. Heute könne man nicht mehr einfach Tiere in Käfige oder Tanks stecken und eine Infotafel hinstellen, sondern müsse Interaktion und Erfahrungen stimulieren. «Genau hier zeigt Vision NEMO die zeitgemässe Lösung.»

Meeresbiologin Monica Biondo (siehe auch Reportage Seite 10-13) zeigte eindringlich auf, dass sich Basel nicht am Raubbau der Meere beteiligen darf. «Mit dem heutigen Wis-

sen und Können ist es schlicht verwerflich, die Meere zu plündern, um zahlende Besucher mit verhaltensgestörten Korallenfischen zu langweilen.»

Ungeahnte Chance für Basel

«Basel könnte Pionier sein und mit Vision NEMO Standort des ersten virtuellen, multimedialen und interaktiven Tors zum Ozean werden», unterstrich Vera Weber und erteilte dafür spontanen Applaus. Sie betonte die grenzenlosen Möglichkeiten der Technologie im Bereich Bildung, Forschung und Unterhaltung: «Wir können zu Fischen unter Fischen werden! Noch hat Basel die Chance, hier die Pionierrolle einzunehmen!»

Der US-Amerikanische Gast der FFW, Tony Christopher, sprach aus eigener Erfahrung. «Unterhaltung und immer neue interaktive Erlebnisse inspirieren das Publikum für den Ozean und dessen Schutz», sagte der CEO von Landmark Entertainment. Zahlen herkömmlicher Grossaquarien beweisen, dass deren Konzept heute schon rein ökonomisch betrachtet nicht mehr funktioniert. «Inhalte in einem virtuellen, multimedialen und interaktiven Aquarium wie Vision NEMO hingegen lassen sich laufend austauschen und aktualisieren und locken somit das Publikum immer wieder neu an», betonte der Guru der Umsetzung virtueller Realität (siehe auch Interview nächste Seite).



Peter Lehmann



Vera Weber



Markus Wild

(Bilder FFW)

Interview mit Tony Christopher

«Vision NEMO bietet Basel (und Europa) neue Dimensionen»

Der Pionier virtueller Themenparks und CEO Landmark Entertainment über gelangweilte Kinder beim Zoobesuch und warum der Bau virtueller, multimedialer Aquarien das Gebot der Stunde ist.

■ Interview Hans Peter Roth

Wann haben Sie zum letzten Mal einen Zoo besucht?

Tony Christopher: Einen echten? (lacht)

Ja. Virtuelle Zoos sind ja noch Zukunftsmusik.

Oh, da sprechen wir aber von der ganz nahen Zukunft! Landmark Entertainment arbeitet ja bereits ganz konkret an Konzepten virtueller Zoos und Aquarien. Und Vision NEMO, das virtuelle und interaktive Tor zum Ozean der Fondation Franz Weber, geht genau in diese Richtung; deshalb bin ich ja hier.

Genau. Und wann waren Sie ...

...Zum letzten Mal im Zoo, richtig. Ist etliche Jahre her. Ich liess mich als Vater zu einem Familienausflug in den Zoo von San Diego überreden.

Wie war es?

Enttäuschend; ein Dilemma. Natürlich wollten unsere Jungs die Löwen sehen. Doch die hatten ein neues Gehege, ziemlich gross, mit Bäumen, Felsen, vielen Verstecken. Gut für die Löwen – aber man sah sie nicht. Dann zu den Affen. Die darben in schrecklich alten Betonkäfigen. Also entweder sahen wir nichts oder waren deprimiert wegen leidender Tiere.

Was war die Konsequenz?

Damit der Kleinste am Boden mit Steinchen und Zweigen spielt, dazu muss man in keinen Zoo. Ich fragte mich, wie man denn die Kinder für alle die Tiere und für die Natur begeistern könnte.

Die Antwort...

...Lag auf der Hand. Man kann richtige, freie Natur erleben. Doch die meisten Menschen können nicht einfach schnell einmal nach Südafrika zu den Rhinos, in Alaska Eisbären beobachten oder im Pazifik mit Blauwalen und weissen Haien tauchen. Spezialisten aber können alle die Schätze aus der Tierwelt – diese Wunder der Natur und der Schöpfung – dank modernster Film- und Aufnahmetechnik zusammentragen.

Wozu?

Wir alle kennen die genialen Dokumentationen von BBC, National Geographic und Discovery Channel.

Das ist aber nichts Neues.

Richtig. Doch diese technisch sehr ausgereiften Dokumentationen inspirieren und begeistern uns alle, jede Generation! Und jetzt kommen wir ins Spiel: Vision NEMO und Landmark Entertainment. Wir nehmen all dies, nutzen es – und gehen noch viel weiter, dank modernster Technologie. Wir ar-

beiten virtuell, drei-, vier-, fünfdimensional, holographisch, multimedial, interaktiv, immersiv. Das heisst, wir lassen die Menschen buchstäblich in eine neue Welt eintreten: die erweiterte Realität. Der Schöpfung dieser Welten sind keine Grenzen gesetzt. Man kann damit zeitgemäss begeistern, faszinieren, erschüttern und aufrütteln, bilden und inspirieren. Wir stehen am Anfang einer neuen Ära!

Sie reden sich ins Feuer...

Nun, schliesslich bohren wir hier gerade eine neue Goldader an. Wer jetzt nicht aufspringt, verpasst eine einmalige Chance!

Damit wären wir bei Basel.

Genau. Mir ist es schleierhaft, wie man heute noch in konventionelle Grosseaquarien investieren kann, wo diese erwiesenermassen nicht rentieren, einmal ganz abgesehen von allen ethischen Bedenken. Sie sind schlichtweg todlangweilig. Alles ist immer gleich, ausser dass die Fische

unmerklich wechseln, weil sie laufend sterben. Aber das sehen die Zuschauer nicht. Gerade ein virtuelles, multimediales Aquarium lässt sich sogar noch besser realisieren als ein virtueller Zoo.

Warum?

Weil in Aquarien gelangweilte, verhaltensgestörte Meerestiere hinter flachen – oder bestenfalls gebogenen – Glasscheiben ewig im Kreis schwimmen. Da können Vision NEMO und Landmark Entertainment mit ganz anderen Dimensionen auffahren! Und diese werden bereits in den nächsten Jahren verwirklicht. Metropolen in Asien warten schon darauf.

Ihre Botschaft an Basel?

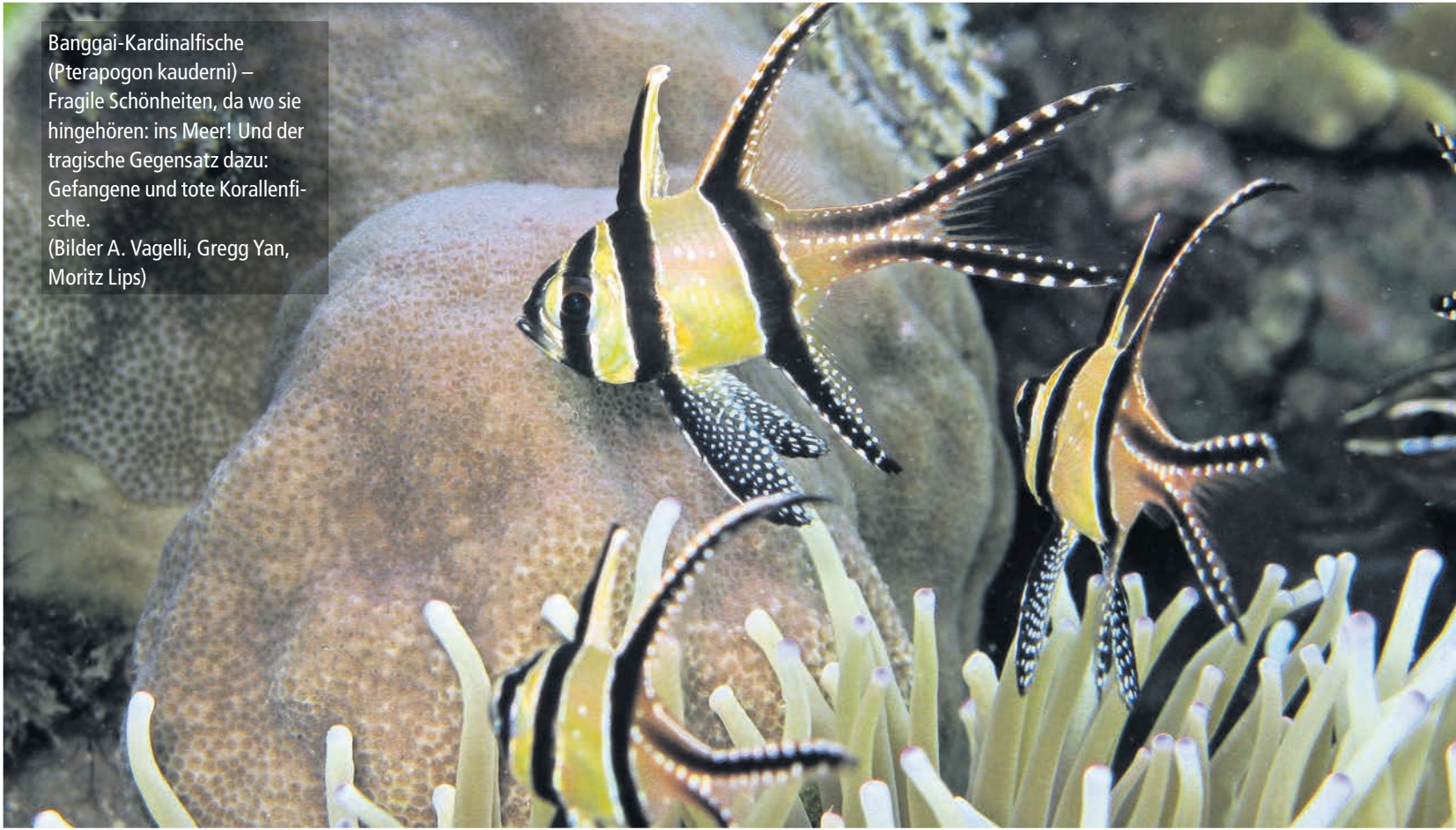
Die Binnenstadt am Dreiländereck liegt im Herzen von Europa. Eine perfekte Lage, um jetzt Pionier im Schutz der Meere zu werden. Jetzt auf die richtige Karte setzen und sich für die ökologische, ethische und finanziell lohnende Lösung entscheiden! ■



Tony Christopher

(Bild Pete Orfankos)

Banggai-Kardinalfische (*Pterapogon kauderni*) – Fragile Schönheiten, da wo sie hingehören: ins Meer! Und der tragische Gegensatz dazu: Gefangene und tote Korallenfische. (Bilder A. Vagelli, Gregg Yan, Moritz Lips)



Korallenfische

Ihre Schönheit ist ihr Verderben

Sie zieren Restaurants, Arztpraxen, Empfangshallen, VIP-Lounges und Wohnzimmer. Der Handel mit Korallenfischen für Aquarien boomt. Für unzählige marine Zierfische bedeutet dies der sichere Tod. Manche Arten könnten deswegen sogar aussterben. Zum Beispiel der Banggai-Kardinalfisch. Er steht symbolisch für die Ausplünderung der Korallenriffe. Ein Wissenschaftler kämpft seit Jahren für seine Rettung.

■ **Monica Biondo**

Nach knapp einer Stunde taucht Alejandro Vagelli aus dem Korallenriff auf. Er reicht Unterwasserkamera und Flossen dem Bootsgelhilfen und kämpft sich mit der schweren Tauchausrüstung die drei Stufen der Reling hoch. „Sie sind noch da! Nicht alle wurden herausgeholt – noch nicht.“ Im Westen flimmert die indonesische Insel Sulawesi. Die Sonne steht im Zenith.

Der Amerikaner argentinischer Abstammung um Mitte 50 mit kurzem, graumeliertem Haar zeigt die Fotos der Banggai-Kardinalfische, als wären es seine Kinder und als gelte es, jeden und jede für die Fische zu begeistern. Für fünf Wochen hat sich der Forscher im März 2015 zu den abgelegensten Inseln Indonesiens begeben. Er will herausfinden, wo der knapp fünf

Zentimeter grosse Banggai-Kardinalfisch noch vorkommt und wo er schon ausgerottet ist. Wir kommen zum Anfang einer Geschichte, die in amerikanischen, europäischen und japanischen Meeresaquarien endet.

Wildfang trotz Zucht

Fast eine Million Banggai-Kardinalfische werden jährlich für die Aquarienhaltung

gefangen, obwohl bei der letzten Erhebung von 2007 der Gesamtbestand auf nur 2,2 Millionen Fische geschätzt wurde. Eine Rechnung, die gar nicht aufgehen kann. Die Zahl versteht sich noch dazu ohne die Fische, die beim Fang sterben.

Nach seiner Entdeckung durch den Holländer Frederik Petrus Koumans 1933 ging der Banggai-Kardinalfisch lange vergessen. 1994 wurde er wieder entdeckt, und es begann ein reger Handel, was schon damals Sorge bei Artenschützern auslöste. Der Banggai wurde zu einem der beliebtesten marinen Zierfische überhaupt.

Über zwei Millionen private Meeres- und Hunderte Gros-



saquarien kurbeln den Handel an, der kaum Kontrollen oder Schutzbestimmungen unterliegt. Praktisch jeder marine Zierfisch stammt aus der Wildnis, aus einem Korallenriff.

„Kein einziger mehr!“

„Ich habe die ganze Insel abgesucht und nur 50 Fische gefunden. Seeigel hat es kaum noch.“ Vagelli zeigt mit einer Hand Richtung Masoni, im Osten der Banggai-Insel, die der Region und dem Fisch den Namen gibt. „Da drüben gibt es keinen einzigen mehr!“ Auf seiner letzten Forschungsreise vor acht Jahren hatte er da noch drei Fischgruppen gefunden. „Jetzt ist alles mit Algen überwachsen.“ Die letzten Schätzungen der UNO über den Korallenfischfang sind von 2003. Sie besagen, dass jährlich rund 24 Mil-

lionen Korallenfische gehandelt werden. Neuere Zahlen gibt es nicht. Und schon beim Fang und Transport gingen bis zu 80 % ein.

Nur gerade zwei Dutzend der rund 2000 gehandelten Korallenfischarten können kommerziell gezüchtet werden. Der Banggai-Kardinalfisch gehört zu den wenigen Korallenfischen, die sich in Gefangenschaft fortpflanzen.

Vagelli, der an der Rutgers University Meeres- und Naturschutzbiologie unterrichtet und die Forschungsabteilung der New Jersey Academy for Aquatic Science leitet, war einer der ersten, die es schafften, die Fische bis ins Erwachsenenalter aufzuziehen. „Aber die Zucht ist zu teuer. Sie hat gegen den Wildfang keine Chance. Das ist das Frustrierende“, sagt er.

Ein spezieller Fisch

„Der Banggai-Kardinalfisch ist ein sehr spezielles Tier. Er kommt nur auf 23 Quadratkilometern im Banggai-Archipel und in der Luwukbucht in Zentral-Sulawesi vor. Auch hat er die tiefste bekannte Fortpflanzungsrate aller rund 300 Kardinalbarsche“, erzählt Vagelli engagiert. „Anders als die meisten anderen marinen Fische, die Tausende von Eiern dem Freiwasser überlassen, legt das Weibchen nur 50 Eier, die das Männchen blitzschnell befruchtet und dann in sein Maul aufnimmt und während 30 Tagen beschützt – sowohl die Eier als auch die Larven. Die planktonische Phase, die fast alle Korallenfische haben, fehlt gänzlich. Die Verbreitungschancen von Banggai-Kardinalfischen sind sehr begrenzt. Sie schwimmen wenig und kommen schlecht gegen starke Strömungen oder Hindernisse wie Gräben an.“

Das Riff sieht übel aus

Als die westliche Welt sich für den Banggai-Kardinalfisch zu begeistern begann, witterten die Händler das grosse Geschäft. „Die Fischer kriegen rund acht Cent pro Tier“, sagt Vagelli. „In den USA kostet er dagegen rund 25 Dollar – das 300-fache!“ Für die lokalen Fischer ist der Nebenerwerb trotzdem ein willkommener Zustupf. „In den USA gehört der Banggai inzwischen zu den zehn meist verkauften marinen Zierfischen.“

Nach einer stündigen Pause, in der Vagelli die Fotos in seinen Computer lädt, zieht er seine Tauchausrüstung wieder an. „Opo“, wie Vagelli seinen indonesischen Helfer Junico Seba freundschaftlich nennt, und der normalerweise Touristen herumführt, ist seit seiner ersten Forschungsreise 2001 dabei. „Ohne Opo wäre ich hier verloren. Er spricht die Sprache, weiss, was ich suche und ist mein treuer Gehilfe, Dolmetscher und Freund.“ Opo lächelt. Kein Mann vieler Worte. Sprung ins Wasser. „Das Riff sieht übel aus. Die Seeigel und die Anemonen sind weg“, sagt Opo nach einem ersten Au-

genschein zu Vagelli. Dann sind von den beiden nur noch Luftblasen zu sehen.

Die Idylle trügt

Die Koralleninseln sind von bilderbuchartiger Schönheit. Unter tiefblauem Himmel säumen Palmen feinste Strände. Sanft wiegt sich das Boot in der Dünung, während einige hundert Meter weiter ein Einheimischer mit dem Netz einige Fische für die Familie fängt. Doch die Idylle trügt. Unter Wasser, hier im sogenannten Korallendreieck mit den artenreichsten Korallenriffen der Erde, sind grosse Teile zerstört. Weltweit ist bereits ein Drittel aller Korallenriffe verschwunden.

In der Bootsküche ist es stickig, aber es riecht angenehm nach Vanille. Hier steht ein kleiner Tisch, an dem Vagelli und Opo den Tag besprechen. Ihre Mienen sind düster. „Die Daten werden es zeigen, aber ich schätze, dass ihre Dichte abgenommen hat“.

Am nächsten Morgen, nach fünfstündiger Fahrt gegen Norden, werden sie durch einen heftigen Knall aufgeschreckt. Hier wird mit Dynamit gefischt.



Monica Biondo und Alejandro Vagelli mit dem Chefbesamten der Quarantänestation Putu Sumardiana.
(Foto : M.Lips)



Forschung im „Paradies“: Alejandro Vagelli untersucht vor Sulawesis Stränden die Bestände des Banggai-Kardinalfischs

(Foto: M. Lips)

Schlachtfeld unter Wasser

Obschon streng verboten, ist diese Art des Raubbaus hier gang und gäbe. Die Forscher nähern sich dem jungen Fischer im Holzkanu. Dieser lächelt und scheint sich keines Fehlverhaltens bewusst. Offen gibt er Auskunft, wie er die Flaschenbomben zusammenbaut: Eine leere Bierflasche, Dünger und Kerosin und ein in Schwefel getunkter Docht. Nach fünf bis acht Sekunden die Explosion. „Es hat weniger Fische“, übersetzt Opo. „Deshalb muss er auch so weit draussen fischen.“

Unter Wasser sieht es aus wie auf einem Schlachtfeld: Tote Fische jeder Art liegen herum oder treiben verkehrt im Wasser. Nicht nur die Fische sind tot, auch viele Korallen und mit ihnen die Myriaden von kleinen Geschöpfen, die hier leben. Von wunderschönen Garnelen über kleine Borstenwürmer. Sie wurden wegge-

sprengt. Überall sind Krater früherer Einsätze zu sehen.

Opo versucht dem Fischer zu erklären, dass er auch seine eigene Lebensgrundlage zerstört, nicht nur den Lebensraum des Banggai-Kardinalfisches, mehr kann er nicht tun.

Gefährvolles Leben in Untiefen

„Die Tatsache, dass die Banggai-Kardinalfische in seichtem Wasser leben und schlechte Schwimmer sind, macht sie so verletzlich“, erläutert Vagelli. „Junge Fische brauchen Seeigelstacheln und Anemonen als Schutz. Ausgewachsene Tiere verstecken sich gerne zwischen Korallenzweigen.“

Ausgerüstet mit einer alten Tauchmaske und einem Handnetz, das einmal ein Badmintonschläger war, fischt ein Mann in wenigen Metern Tiefe eine ganze

Gruppe ab. Er bringt sie zu einem Schiff und wirft sie zu Tausenden anderer. Dann weiter zum nächsten Korallenstock, zum nächsten Seeigel – der für das Abendessen gleich mitgenommen wird. Sein Kollege sortiert die Fische nach Grösse und Zustand. Nach ein paar Tagen oder Wochen werden sie abgeholt, und es folgt eine 24-stündige Fahrt im Kutter nach Manado, der Hauptstadt von Nord-Sulawesi.

Illusorische Kontrollen

„Bei der Ankunft wird bereits ein Viertel verendet sein, manchmal sogar der gesamte Fang. Die Fischer geben das freimütig zu“, weiss Vagelli. „Weitere 15 Prozent weisen die Käufer wegen ihres schlechten Zustandes zurück.“ Gemäss Studien der UNO kann dann bis die Hälfte auf dem Übersee-Transport verenden, bis zuletzt ein

kümmertlicher Rest im Aquarium ein meist kurzes Dasein fristet.

„Eigentlich sollten die Fischer der Quarantänestation melden, wie viele Fische sie fangen“, sagt Vagelli. „Auch dürften sie neu nicht mehr als 5000 Fische pro Monat herausholen. Aber wer kontrolliert das schon? Die Inseln liegen weit auseinander und es gibt kaum Aufsichtspersonal, geschweige denn Patrouillen auf See.“

Es besteht eine grosse Diskrepanz zwischen den Zahlen, die Vagelli von den lokalen Fischern, Händlern und Behörden hört und den internationalen Importzahlen. „Irgendwo gehen Fische verloren“, sagt er mit hochgezogenen Augenbrauen.

Zwischenstation in Netzen

Im nächsten Dorf, das sie ansteuern, um Wasser nachzufüllen und Proviant zu kaufen, trifft Vagelli ein paar Einheimische. In der Bucht eingangs Dorf sind verschiedene Hälterungsnetze zu sehen. In solchen Netzen sind Banggai-Kardinalfische zwischengelagert, bis sie vom Händler per Schiff abgeholt werden. Die Fischer wollen Vagelli weismachen, es seien keine drin. Auf einem kurzen Schnorchelgang entdeckt er darin aber Tausende und zudem vier vom Aussterben bedrohte Meeresschildkröten. „Die werden wohl bald Suppe geben.“

Vagelli will die Banggai-Kardinalfische hier noch kartieren und fotografieren. Seine Werkzeuge sind einfach: Wasserfestes Papier auf eine Tafel geklemmt und ein Stift. Er und Opo zählen jeden Banggai-Kardinalfisch und decken so fast 5000 Quadratmeter ab. Es ist immer die gleiche Routine, um die Daten vergleichen zu können. Und jeder Fisch hat eine individuelle Farbmuster-

rung. Verschiedene Populationen können so den jeweiligen Inseln zugeordnet werden. „Es hat keinen mehr“, sagt Vagelli traurig, als er auftaucht. „Den letzten habe ich hier 2001 fotografiert.“

Nichts gehört, nichts verstanden, nichts gesagt

Nach 52 besuchten Gebieten bei 25 Inseln und zurück in Manado trifft Vagelli eine weitere treue Helferin. Suryani Mile, kurz Yani, ist Indonesierin, mit einem Franzosen verheiratet. Seit Jahren setzt sie sich für den Naturschutz ein und fördert mit lokalen Frauen den ökologischen Tourismus. Sie ist sehr gut vernetzt und durch ihre sympathische, offene Art weiss sie oft Dinge, die ein Westler nie erfahren würde.

Gemeinsam fahren sie zur Quarantänestation, die an ein billiges Hotel mit Auffahrt erinnert. Zwei Männer in Uniform öffnen die Glastür. Hier sollte der Handel mit dem Banggai-Kardinalfischen überwacht werden.

Kade Sadiro und Wayan Wahid erwarten sie und geben Auskunft. Sadiro erzählt, dass die Fischer ihnen die Zahl der gefangenen Banggai-Kardinalfische mitteilen. Vagelli fragt hartnäckig nach, wie viele das denn seien. Es wird klar, dass die Beamten die Frage nicht verstehen wollen. Schliesslich erklären sie, die Kontrollen fänden nur punktuell statt, und dass es in Manado nur noch einen Händler gebe, den sie alle paar Wochen aufsuchten. Zum Ende des Besuchs stellt sich heraus, dass beide Beamte früher Händler waren. Mit den beiden sucht Vagelli schliesslich den genannten letzten Händler auf. Im Auto erfährt er nach geduldigem, beharrlichem Nachfragen, wie so sie den Handel aufgegeben haben. „Es gibt hier nicht mehr genug Fische“, sagt schliesslich

Wayan. Sadiro meint, seit Luwuk, eine grössere Stadt im Süden, einen Flughafen betreibe, gelangten viele Fische direkt dorthin. Der Einwand, dass die Kontrollen so aber nicht gewährleistet seien, wird lächelnd überhört.

Kunden aus der ganzen Welt

Die zwei Beamten begrüssen den Händler Handy Wijaya wie einen alten Freund. Sie treten ins verlotterte Handelsgebäude ein. Abgeblätterte Farbe, blanker Beton. Es riecht muffig. Zwei Jungen glotzen in einen Röhrenfernseher und sortieren Plastiksäcke. Durch eine Hintertür gelangt man in eine dunkle Halle, wo Aquarien aufgereiht stehen, halb gefüllt mit Wasser, einige sehr trüb. Einst farbprächtige Korallenfische dümpeln apathisch, sterbend, oder sind schon tot. Auch am Boden liegen da und dort tote Fische.

In mehreren Tanks werden Banggai-Kardinalfische in verschiedenen Grössen gehalten. Auch von Wijaya erfährt Vagelli nicht genau, wie viele er monatlich verschickt. Ein Aquarium ist randvoll mit blauen Paletten-Doktorfischen. Wijaya greift hinein und wirft einige in einen Plastiksack, der zu einem Drittel mit Wasser gefüllt ist, um zu demonstrieren, wie die Fische verpackt werden. Der Sack wird mit Sauerstoff aus einem alten Tank gefüllt, mit einem Gummiband verschlossen und in eine Styroporschachtel gelegt.

Er habe Kunden aus der ganzen Welt. „Einer ist aus Amerika“, sagt Wijaya stolz und kramt eine Visitenkarte hervor. Über Jakarta und Bali würden seine Fische verfrachtet. Gerade sei eine Lieferung im Cargo.

Zwischenstopp Cargo

Auf dem Weg zum Flughafen erklärt Vagelli, dass nur echte

Schutzgebiete den Banggai-Kardinalfisch noch retten können. Während seiner Felduntersuchung sah er indes nur ein einziges, handbeschriebenes, kleines Holzschild, das auf den Banggai-Kardinalfische hinwies; als wäre er hier geschützt. „Und niemand kontrolliert das; keine Aufsicht“, stellt Vagelli ermattet fest. Yani ergänzt: „Ohne Jakarta und dessen behördliche Anordnungen geht gar nichts.“

Für den Meeresbiologen ist klar: Nur von lokalen und Bundesbehörden unterstützte Schutzgebiete würden den Banggai-Kardinalfisch und seinen Lebensraum schonen. So könnte er angrenzende Gebiete wieder besiedeln. Weil er sich aber kaum verbreitet, müssten vielerorts solche Schutzgebiete eingerichtet werden.

„Und natürlich braucht es die Weltgemeinschaft, die internationale Handelskontrollen vornimmt!“

2007 hatte Vagelli alles daran gesetzt, den Banggai-Kardinalfisch ins Abkommen CITES (Convention on International Trade on Endangered Species) zu bringen. Dadurch wären die Mitgliedstaaten verpflichtet gewesen, Handelszahlen und Kontrollen zu etablieren. „Leider unterstützte Indonesien den Antrag nicht“, erinnert sich Vagelli.

Aus für den Kardinal-Banggaiifisch?

Im Cargobereich des Flughafens, wo sich Styroporschachteln auf Paletten stapeln, gelingt es Yani, die Bücher mit den Exportzahlen einzusehen. Viel Neues erfahren sie zwar nicht, sehen zur Abwechslung aber Zahlen schwarz auf weiss. Erschöpft von den Strapazen der Arbeit wird Vagelli bald heimfliegen, um seine Daten auszuwerten. Doch schon jetzt weiss er: um den Banggai-Kardinalfisch steht es noch schlechter als vor acht Jahren.

„Keine Kontrolle, keine Erfassung, keine Auskunft. Wir werden hingehalten.“ Aber Vagelli ist eine Kämpfernaut. Er wird seine Befunde nutzen, um die Weltgemeinschaft aufzurütteln. Ende 2016, an der nächsten Artenschutzkonferenz in Südafrika, wird er mit aller Kraft erneut versuchen, den kleinen Fisch schützen zu lassen. Schliesslich wurde dieser kurz nach der letzten Konferenz von der Weltnaturschutzunion IUCN in die Rote Liste aufgenommen: „Vom Aussterben bedroht“. Vagelli schaut auf die Styroporschachteln, die soeben weggefahren werden. Schatten der Müdigkeit machen seinen Blick noch trauriger. „Die Hälfte wird es nicht einmal bis in ein Aquarium schaffen.“



Die Dynamit-Fischerei zerstört den Lebensraum Korallenriff.

(Bild A. Vagelli)

Windenergie

Windturbinen – Tödliche Fallen

Mit ihrer neuen Energiepolitik setzt die Schweiz auf den Atomausstieg, zugunsten des Ausbaus erneuerbarer Energien. Dabei dreht sich vieles um die Windkraft. So lobenswert der Wille zum Ausbau «sauberer» Energien ist, er hat nicht nur Vorteile! Dies vor allem nicht, wenn es um Windkraft geht.

■ Candice Baan



(Bild zvg.)

Windkraftanlagen haben negative Auswirkungen auf die Tierwelt. Erwiesenermassen! Hauptbetroffene sind Vögel und Fledermäuse. Dabei sind die Auswirkungen nicht nur direkt, wenn die Tiere durch die riesigen Rotorblätter buchstäblich aus der Luft gehackt werden, sondern auch indirekter Natur, durch die Veränderung der Lebensräume rund um Windanlagen und die dadurch entstehenden Störungen wie Lärmbelästigung, etc. Im einen oder anderen Fall kann der Bau von Windparks eine massive zusätzliche Bedrohung für ohnehin gefährdete Arten bedeuten. Schon heute gehört die Schweiz in Sachen Artenschutz zu den Schlusslichtern Europas. Umso mehr muss man hierzulande der zusätzlichen Gefahr für die Vogelwelt und Fledermäuse durch den Bau von Windturbinen Rechnung tragen, insbesondere an den Standorten auf den Jurahöhen!

«Barriere-Effekt»

Die buchstäblich meistbetroffenen Arten sind einerseits die grossen Gleiter wie Störche und Greifvögel. Da sie nicht besonders flink und wendig sind, haben sie am wenigsten Chance, dem tödlichen Schlag der enorm schnell drehenden riesigen Rotorblätter zu entgehen. Andererseits sind auch die Zugvögel bedroht, die sich zur Zeit der Vogelzüge im Herbst und Frühling in grossen Schwärmen für ihre Wanderflüge entlang günstiger Flugkorridore versammeln. Ein Windpark in einem Sammelgebiet für Zug-

vögel kann katastrophale Folgen haben; verheerender noch, wenn er in einen Flugkorridor zu stehen kommt, wo er einen veritablen «Barriere-Effekt» mit enormem Blutzoll bewirken kann. Bekanntermassen sind zahlreiche Pässe und Kreten im Jura und den Alpen solche Wanderkorridore – genau da, wo Windparks mehrheitlich geplant sind.

Zudem verursachen Windparks auch diverse indirekte Schäden. Der beschriebene «Barriere-Effekt» etwa führt zunächst zu hohen Verlusten und bewirkt in der Folge, dass Zugvögel auf ihren langen, ohnehin gefährlichen und beschwerlichen Flugrouten solchen Standorten mit zusätzlichem, entkräftendem Energieaufwand ausweichen. Zugvögel sind also lernfähig und meiden mittelfristig Windparks als Gefahrenzonen. Dies bedeutet aber gleichzeitig, dass Windanlagen die ohnehin vielseitig gefährdeten Lebensräume für Vögel noch zusätzlich stören und zerschneiden.

Störfaktoren reihenweise

Schliesslich haben die Veränderungen der Lebensräume durch Windenergieanlagen auch noch Auswirkungen auf die Brutvögel durch ihren Lärm, durch ihre Bewegung und durch weitere massive Störung infolge menschlicher Aktivität, sei es durch den Bau, durch Unterhaltsarbeiten oder durch Neugierige; das sind reihenweise Störfaktoren für ortsansässige, oft sehr empfindliche Vogelarten, insbesondere während der Aufzucht der Jungvögel. Oft ziehen Vögel an



Windturbinen gefährden auch die empfindlichen und stark bedrohten Fledermäuse.

(Bild zvg.)

betroffenen Standorten dann weniger oder gar keine Jungen mehr auf, sodass Bestände lokal abnehmen oder sogar ganz verschwinden. Besonders dramatisch ist dies, wenn Vögel auf der Roten Liste der bedrohten Arten betroffen sind.

Die Auswirkungen von Windanlagen auf Vögel insgesamt sind noch zu wenig untersucht und dokumentiert. Gleichwohl zeigen konkrete Beispiele das zerstörerische Potenzial von Windturbinen. In Deutschland kollabierte die Zahl männlicher Waldschnepfen nach dem Bau eines Windparks im Schwarzwald um nahezu 90 Prozent. In Österreich schrumpfte nach der Installation von Windkraftanlagen die Anzahl beobachteter Birkhühner in der Umgebung innerhalb von fünf Jahren von 41 auf 9 Individuen, während die Birkhuhn-Bestände in Gebieten ohne Windräder praktisch konstant blieben.

Tote Fledermäuse unter Windmaschinen

Bis vor kurzem betrachtete man Fledermäuse verglichen mit Vögeln als weniger kollisionsgefährdet, dank ihres Echoortungssystems, mittels dessen sie Hindernissen und Gefahren ausweichen können. Doch zahlreiche Studien bestätigen: unter Windanlagen werden sehr oft tote Fledermäuse gefunden; die

Sterblichkeitsrate ist offenbar noch höher als bei Vögeln! Die Ursachen dieser wahren Massaker sind bisher weitgehend unbekannt. Möglicherweise können heftige Strömungen und Druckschwankungen in unmittelbarer Nähe der Rotorblätter bei betroffenen Fledermäusen tödliche Lungenschäden bewirken.

Noch liegen nicht ausreichend Beweise zum Erstellen einer abschliessenden Liste der Gefährdungen vor, die von Windturbinen für Fledermäuse ausgehen. Dennoch scheint es

auch hier so zu sein, dass wandernde Fledermäuse am stärksten betroffen sind, insbesondere während der Herbstwanderungen und vor allem wenn die Rotoren in Waldnähe stehen. Insgesamt vermutet man in Bezug auf Fledermäuse dieselben Störfaktoren wie bei den Zugvögeln: Zerschneidung von Lebensräumen und «Barriere-Effekt». Um dies einwandfrei zu belegen, sind noch weitere Studien nötig.

So oder so sind Fledermäuse sehr empfindliche Tiere, die sich nur langsam vermehren, mit einer Rate von nur einem Jungtier pro Jahr. So kann bereits ein relativ geringer Blutverlust gravierende Auswirkungen auf die ohnehin stark bedrohten Fledermausbestände haben, wie ein Bericht des BA-FU (Bundesamt für Umwelt) bestätigt. Fledermäuse wären also noch stärker von Windturbinen betroffen als Vögel!

Nicht auf Kosten der Natur!

Zur Zeit ist die Sterblichkeitsrate von Vögeln und Fle-

dermäusen durch Windparks, verglichen mit anderen Faktoren wie Strassen, Schienen, Landwirtschaft oder Hochspannungsleitungen, in der Schweiz noch relativ gering. Aber das Vortreiben dieser Industrie lässt das Schlimmste befürchten, vor allem wenn die Anlagen in dünn besiedelte Rückzugsgebiete oder Flugschneisen von bedrohten Arten zu stehen kommen. So etwa an Pässen oder auf besagten Bergkretzen. Die an diesen Orten nötigen Kahlschläge, der Bau und die Erweiterung von Strassen, die Installation von Maschinen, der Lärm, der Verkehr, die Bewegung, die tödlichen Rotoren – all dies sind Faktoren, welche hochsensibel, bislang nahezu intakte Lebensräume und ihre Tier- und Pflanzenwelt massiv beeinträchtigen oder völlig zerstören.

Eine nachhaltige Energiewende ist wünschenswert. Aber nicht auf Kosten der Umwelt und Natur! ■



Die Schönheit der Hochebene von Mollendruz im Waadtländer Jura würde durch den Bau von Windturbinen weithin sichtbar total zerstört.

(Bild FFW)

Stierkampf

Weitere Erfolge an der Front gegen die Corrida

Der Zuspruch für Stierkampf-Anlässe in den acht Ländern weltweit, wo die Corrida noch legal ist, schwindet weiter. Mittendrin an vorderster Front: die Fondation Franz Weber. Kaum ein Monat vergeht, ohne dass die Stierkampf-Lobby in Lateinamerika und Südeuropa weitere Schläge einstecken muss. Nachfolgend die aktuellsten Beispiele.

■ Leonardo Anselmi

■ Beispiel 1) Der grosse nordmexikanische Bundesstaat Coahuila verbietet Stierkämpfe. Dutzende Gemeinden und weitere Bundesstaaten Mexikos erarbeiten gegenwärtig Gesetze, um die Teilnahme von Minderjährigen bei Stierkämpfen zu verbieten.

■ Beispiel 2) In Spanien stoppen Dutzende Dörfer und Städte die Unterstützung von Stierkämpfen, indem sie Subventionen und öffentliche Zuwendungen dafür streichen. Besonders herausragend dabei ist La Coruña. Hier spielte die Fondation Franz Weber (FFW) eine entscheidende Rolle.

■ Beispiel 3) Kolumbiens Hauptstadt Bogotá führt am 25. Oktober eine Volksbefragung zur Abschaffung von Stierkämpfen durch. Im Erfolgsfall ist mit einer Welle ähnlicher Befragungen im ganzen Land zu rechnen. Nach einem Sieg wäre die Corrida mit Paris, Quito, Caracas und Bogotá in vier Hauptstädten der acht Länder, in denen Stierkämpfe noch durchgeführt werden, verboten.

Coahuila macht Schluss

«Die Grösse einer Nation und ihre moralische Reife lassen

sich daran bemessen, wie sie ihre Tiere behandelt.» So hat es der indische Volksführer und Staatsmann Mahatma Gandhi (1869-1948) ausgedrückt. Das sagt alles. So zeigen die Gesetze, die wir uns geben, den Stand des Gesellschaftsideals, das wir umsetzen wollen. Und so müssen die Normen jedes Rechtsstaates unablässig dem moralischen Stand der jeweiligen Zeit angepasst werden. Dinge, die in Vergangenheit geduldet, ja sogar gefördert wurden, sind heute verbannt und verboten.

Ein Beispiel des beschriebenen Wertewandels ist Coahuila, ein mexikanischer Bundesstaat im Norden des Landes mit einer Bevölkerung von gut drei Millionen Einwohnern. Es ist eine Gesellschaft, die Gewalt nur allzu gut kennt und nicht mehr will. Gewalttätige und gewaltverherrlichende Aktivitäten haben hier keinen Platz mehr, egal ob als kulturelle Handlungen oder Freizeitbeschäftigung. Beim Stierkampf aber fliesst das Blut von Angehörigen gleich dreier verschiedener Arten: Stier, Pferd und Mensch. Coahuila hat die Corrida daher verboten.

Vorreiter im Tierschutz

Aufgrund der historischen Verantwortung, die die Bewohner von Coahuila den künftigen Generationen gegenüber mehr denn je tragen, dürfen sie sich heute im Bereich Tierschutz mit Stolz als Vorreiter betrachten. Als erster Bundesstaat in Mexiko, einem Land mit grosser Stierkampftradition, hat Coahuila Stierkämpfe seit dem 21. August 2015 verboten.

Auslöser für die bahnbrechende Entscheidung in Coahuila war einerseits die Empfeh-

lung des UNO-Kinderrechts-Ausschusses, die von der mexikanischen Regierung konkrete Schritte verlangt, um Kinder und Jugendliche von Stierkampf-Anlässen fernzuhalten. Die Empfehlung des Kinderrechts-Ausschusses war das Resultat eines Gutachtens der FFW über «das Kind und der Stierkampf». Andererseits war auch die mehrjährige Arbeit der Bewegung «Coahuila ohne Stierkämpfe» (Coahuila Libre de Corridas, CLC) ausschlaggebend. Während dreier Legislaturperio-



den hat die CLC unschätzbare Vorarbeit geleistet. Sie reichte mehrere Initiativen zum Verbot der Stierkämpfe ein, unterschrieben von Tausenden von Staatsbürgern.

Inspiration genug für Coahuilas Gouverneur Rubén Moreira. Gemeinsam mit den Abgeordneten Javier Rodríguez und Claudia Moreno nahm er die Mehrheitsmeinung der Bevölkerung von Coahuila auf. Diese hatte wiederholt gefordert: «Keine Stierkämpfe mehr!»

Der Wandel in Spanien

In Spanien bahnt sich zurzeit eine richtiggehende politische Revolution gegen Stierkämpfe an. Die 2012 umgesetzte Abschaffung der Stierkämpfe in Katalonien war eine Art Weckruf an Basis und Politik, endlich mehr Verantwortung für den Tierschutz

und die Gewaltprävention zu übernehmen.

Zwei Jahre später, 2014, gaben Ermahnungen des UNO-Kinderrechts-Ausschusses den Stierkampfgegnern weiteren Rückhalt: Die Gewalt bei Stierkämpfen verletzt nämlich das Kinderrechtsabkommen, eine der Menschenrechts-Chartas von 1989. Konkret: die Zurschaustellung von Stierkämpfen vor Kindern und Jugendlichen verstößt gegen Menschenrechte. Im Rahmen der Kampagne «Kindheit ohne Gewalt» (Infancia Sin Violencia) übernehmen Länder wie Portugal, Kolumbien und Mexiko Verantwortung. Sie ergreifen Massnahmen, um Kinder und Jugendliche nicht länger diesen Gewaltorgien auszusetzen. Dieselben Ermahnungen erwarten Spanien und die üb-

rigen Länder, in denen noch Stierkämpfe stattfinden, sollten sie keine Massnahmen ergreifen, um Kinder von der «Gewalt der Stierkämpfe» fernzuhalten.

Arrogante Forderungen

Ein anderes Argument, welches mehr und mehr Bürger in Spanien gegen die Stierkämpfe aufbringt, sind die hohen öffentlichen Ausgaben in Form von Subventionen und Leistungen der öffentlichen Hand für die Stierkampfbranche. Gelder, die von der Stierkampflobby mit arroganter Selbstverständlichkeit eingefordert werden, als ob dafür ein verbrieftes Recht bestünde.

Viele Bürgermeister, die durch öffentliche Listen und Bewegungen bei den letzten Wahlen ins Amt kamen, hatten sich in ihren Wahlempfehlungen durch Ablehnung von Stierkämpfen profiliert, indem sie sich gegen Fördergelder für die Corrida wandten. Seither mussten infolge Streichung von Unterstützungen in ganz Spanien Dutzende Stierkampfveranstaltungen und Stierfeste abgesagt werden. So hat sich die Zahl der Stierkampffeste seit 2008 um 52 Prozent mehr als halbiert. Diese Tendenz wird sich wahrscheinlich nicht nur fortsetzen, sondern in Anbetracht der politischen Lage womöglich noch verschärfen.

Am Herzen angelangt

Paradebeispiel für diese Tendenz ist die galizische Stadt A Coruña. Hier werden wohl nie wieder Stierkämpfe ausgetragen. Und der Kampf gegen den Stierkampf reicht mittlerweile mitten ins Herz des Stierkampf-Kernlandes. In der Kapitale Madrid und den Grossstädten Zaragoza, Valencia, Cádiz und Valladolid sowie hunderten Dörfern und

kleineren Städten scheint sich die wohlwollende Stimmung zu wenden, die der Stierkampfbranche von der Politik so lange entgegengebracht wurde.

Zusammen mit der parlamentarischen Vereinigung für den Schutz der Tiere und zahlreichen Tierschutzorganisationen gelang es der FFW 2013/14, einen Angriff der Stierkampflobby abzuwehren. Mit Unterstützung der aktuellen Regierung (die voraussichtlich abgewählt wird) legten die Stierkampfbefürworter eine Gesetzesinitiative vor, die den Stierkampf zum Kulturgut erklären wollte, um so die Corrida wieder nach Katalonien zu bringen. Doch die Corrida-Lobbyisten blitzten mit ihren schwachen Argumenten ab, auch wenn sie eine Mehrheit im Parlament auf ihrer Seite hatten. Dies war wohl eine der bisher schmerzlichsten Niederlagen der Stierkampfbranche in Spanien. Und sie kam unerwartet, da die Branche mit der Unterstützung der Regierung rechnen konnte.

Wahrhafter Umbruch

Wir erleben gegenwärtig einen wahrhaften Umbruch des menschlichen Bewusstseins. Er kommt spät, aber dafür hoffentlich umso schneller. Wir haben den Tieren gegenüber eine historische Schuld. Haben wir endlich verstanden, dass es an der Zeit ist, diese anzugehen, aufzuarbeiten und zu tilgen? Wie bei jedem sozialen Wandel ist auch hier die Politik angesprochen und betroffen.

Jetzt ist absehbar, dass sich in den nächsten Wahlen politische Kräfte durchsetzen werden, die gegen die Fortsetzung der Stierkämpfe sind, einerseits auf Grund der Vergehen gegen die Kinderrechte, andererseits wegen der Geld-

Sogenannte „Kampfstiere“ sind friedliebende Grasfresser. Terror und Folter machen aus ihnen „wilde Bestien“, – zum sadistischen Vergnügen der Stierkampf-Fanatiker.





Demonstration für die Abschaffung der Stierkämpfe in A Coruña

verschwendung durch Subventionen und öffentliche Leistungen. Verbote werden sich durchsetzen. Vielleicht kommt es sogar zu einer totalen Auflösung der Stierkampfbranche. Sicher ist, dass die Dinge sich gewandelt haben. Es gibt keinen Weg zurück. Eine grosse Mehrheit der Gesellschaft unterstützt diesen Wandel. Wir haben verstanden, dass die Bekämpfung der Grausamkeit als Spektakel nicht nur den von der Folter befreiten Tieren dient, sondern uns allen – einer Gesellschaft, die diese nutzlose, perverse Gewalt nicht mehr will und nicht mehr toleriert.

Allein in den letzten Monaten sind in Spanien 12 Menschen an Stierfesten gestorben. Hunderte weitere wurden verletzt. Das ist ein zutiefst bedauerlicher Blutzoll für das krankhafte Vergnügen brutal und sinnlos ausgeübter Gewalt an Schwächeren. Doch unter den beteiligten Akteuren ist dadurch eine neue Debatte angefacht worden. Denn die Gewalt beschränkt sich ja nicht auf die Stiere und die

Pferde, auch wenn diese unter deren grausamsten Formen leiden; die Gewalt richtet sich auch gegen Menschen – Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Alte... All dies lässt die Stimmungs-Waagschale mehr und mehr in Richtung Abschaffung der Corrida kippen.

Bogotá: Demokratie gegen Grausamkeit

Der Weg schien steinig und tückisch, als wir an einer Volksbefragung gegen die Stierkämpfe in Bogotá zu arbeiten begannen. In etwas mehr als einem Jahr überwanden wir jedoch alle Hindernisse. Dann ging es plötzlich ganz schnell: Bildung eines Volkskomitees, Petition zuhänden des Bürgermeisters, Unterschrift und Präsentation durch den Bürgermeister, Annahme durch den Rat von Bogotá und schliesslich, vor wenigen Tagen, die Zustimmung durch das Amtsgericht der Region Cundinamarca. Dieses bestätigt, dass keine Verletzung eines Gesetzes oder einer Verfassungsnorm vorliegt. So befinden wir uns jetzt auf der Ziellinie. In Kürze starten wir eine schlag-

kräftige Kampagne, damit mindestens 1,8 Millionen Stimmen sagen, dass sie keine Stierkämpfe mehr in ihrer Hauptstadt wollen.

Am 25. Oktober finden die Kommunalwahlen in Bogotá statt. Am selben Tag wird auch die Volksbefragung durchgeführt, die über die Abschaffung der Stierkämpfe in Kolumbiens Hauptstadt entscheidet. Die FFW, vertreten durch ihre lokale Kampagnenverantwortliche Natalia Parra, hat eine intensive Kam-

pagne für diese Volksbefragung gestartet. Parra ist in den kolumbianischen Medien bereits als das Gesicht hinter der Kampagne bekannt.

Entscheidender Wendepunkt

«Die Herausforderung ist gross, aber die Begeisterung ist noch grösser», erklärt Natalia Parra vor Dutzenden Mikrofonen und Kameras. Geht die Kommunikationsstrategie der FFW und der mit ihr verbundenen Nichtregierungsorganisationen in Bogotá, der Plattform ALTO und der Tierschutzvereinigung LIBERA! auf? Man darf hoffnungsvoll sein! «Wir stehen vor einem historischen Ereignis, das über die Zukunft der Stierkämpfe in Bogotá entscheidet und auch andere Städte und Regionen innerhalb und ausserhalb von Kolumbien beeinflussen wird. Wir sind uns der Verantwortung bewusst.»

Im Erfolgsfall wird Bogotá nach Paris, Caracas und Quito die vierte Hauptstadt eines Stierkampflandes, in welcher der Stierkampf verboten wird. Wieder steht eine grosse Herausforderung an. Und wieder kann es ein entscheidender Wendepunkt für die Zukunft sein. ■



Am Tag der Abschaffung der Stierkämpfe in Coahuila, Mexico

(Bilder: FFW)



Lassen Sie Ihren Willen in den Tieren und der Natur weiterleben

Ihr Vermächtnis sinnvoll eingesetzt

Die Fondation Franz Weber (FFW) setzt sich in der Schweiz und auf der ganzen Welt leidenschaftlich für den Schutz der Tierwelt und Natur ein. Wir sehen es als unsere Pflicht, sie immer wieder aufs Neue zu verteidigen und den Stimmlosen eine Stimme zu verleihen. Um weiterhin unser grosses Engagement erfüllen zu können, werden wir stets auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige – weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte – Organisation sind wir auf Spenden, Schenkungen, Legate und Erbschaften angewiesen.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus den Tieren und der Natur zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen, an die FFW zu denken.

Steuerbefreiung: Die FFW ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer, sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Ihre Zuwendung kann in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

Damit ein Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Das Testament muss **eigenhändig** vom Testamentgeber geschrieben sein. Dazu ist folgendes einzufügen:

Vermächtnis:

Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber,
1820 Montreux, Schweiz den Betrag von CHF
Ort und Datum Unterschrift

2. Wer das Testament beim Notar anfertigt, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der Fondation Franz Weber ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein Testament erstellt hat, kann einen **Zusatz von Hand** schreiben:

Zusatz zu meinem Testament:

Ich will, dass nach meinem Tod der Fondation Franz Weber,
1820 Montreux, Schweiz CHF als Vermächtnis
ausbezahlt werden.
Ort und Datum Unterschrift

Spendenkonto:

Banque Landolt & Cie
Chemin de Roseneck 6
1006 Lausanne, Schweiz
Fondation Franz Weber - «Legs»
IBAN: CH06 0876 8002 3045 0000 2

Ihr Vermächtnis kann für Tiere und Natur die Rettung bedeuten. Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Grosszügigkeit.
Vera Weber, Präsidentin



Allee Tägermoos/Konstanz

Der Einsatz der FFW hat sich gelohnt

Alleefreunde am Seerhein zwischen Bodensee und Untersee an der deutschen Grenze dürfen aufatmen. Die Stadtverwaltung Konstanz hat entschieden, dass die Allee erhalten bleibt. Alle gefälltten Bäume werden als Baumallee nachgepflanzt. Und dazu noch 38 weitere Setzlinge bis zur Grenze!

■ Christel Thorbecke

Am 25. Juni 2015 fand in der gut besuchten Werkstattbühne des Konstanzer Stadttheaters unsere letzte «Allez!»-Veranstaltung statt. Diesmal gab es zum Abschluss ein «Gespräch über Bäume». Seit fünf Monaten kämpfte die Bürgerinitiative zu diesem Zeitpunkt bereits gegen die geplante Fällung der restlichen Pappel-Allee im Tägermoos und für die Nachpflanzung der 41 abgehauenen Allee-Bäume. Das Ende stand wieder in den Sternen, nachdem doch alles im Mai eine so erfreuliche Wendung genommen hatte.

Auf einer Sitzung am 21. Mai war uns «Bürgerbeteiligung» zugesagt worden. Am 29. Juni sollte der Schweizer Baumpfleagespezialist Fabian Dietrich noch einmal als Experte eingeladen werden. Am Nachmittag war eine Begehung in der Allee und am Abend eine Podiumsdiskussion mit Teilnehmern aus allen betroffenen Bereichen vorgesehen. Wir sollten sogar ein Rede- und Antragsrecht im Gemeinderat bekommen.

Es ging ums Ganze

Nach einer vielversprechenden gemeinsamen Sitzung mit der Stadtverwaltung erfuhren wir, dass statt einer Podiumsdiskussion nur eine Informati-

onsveranstaltung durchgeführt werde. Die geplante «Begehung der Allee» mit Fabian Dietrich und der von der Stadt Konstanz beauftragten Baumpflegefirma aus Freiburg sollte ausfallen. Beide Experten sollten wie die Vertreter anderer Gruppen nur in der Informationsveranstaltung am Abend berichten. Unsere Anfragen bei der Stadtverwaltung zu diesem Programm wurden nicht mehr beantwortet.

So war die Stimmung im Publikum der letzten «Allez!»-Veranstaltung nicht sehr zuversichtlich. Dr. Christoph Nix, Intendant des Stadttheaters Konstanz, moderierte mit viel Esprit die Gesprächsrunde auf der Theaterbühne, wo eine angeleuchtete Silberpappel als Kulisse uns begrüßte. Diesmal ging es nicht nur um die stolze Pappelreihe am Seerhein. Es ging ums Ganze. Um das Verhältnis der Menschen zur Natur. Um die Baumfällwut in unseren Städten. Und um die Frage nach dem «Warum», die immer gestellt wird, wenn durch Menschenhand etwas unerwartet Schreckliches passiert ist.

Gedicht auf die Pappeln

Verzaubert durch die Baum-
schatten an der Bühnenwand

begann die etwas andere Annäherung an das grosse Pappeldrama. Ein Schriftsteller las die dramatische Geschichte eines kleinen Holzbockes, bekannt als Zecke. Sein Biss versetzte die Menschen in Panik und doch könnte man, würde man diesem Wesen nur genau in die Augen schauen, leicht dessen eigene Angst erkennen. Der Leiter des Ekkharthofes, einem anthroposophischen Gut in der Schweiz, auch Philosoph und Dichter, hatte eigens für diesen Abend ein grosses Gedicht auf unsere Pappeln verfasst. Ein Kantonsrat aus dem Thurgau verglich die als «nicht heimisch» deklarierten, 1955 gepflanzten Hybridpappeln mit

den ebenfalls 1955 eingewanderten italienischen «Gastarbeitern». Ohne diese könne man sich die Schweiz heute nicht mehr vorstellen.

Und der Baumpfleagespezialist aus Frauenfeld bekannte sich in dem Gespräch zu unerwarteten Gefühlen beim Fällen eines Baumes – nämlich dann, wenn eine Art Windhauch anzeigt, dass die Anstrengung vorüber ist und der Baum endgültig mit letzter Kraft zu Boden fällt. Ein Gast nahm dieses Bekenntnis auf und hatte ebenfalls diesen unheimlichen Windhauch verspürt, an dem ersten Morgen als die Pappelfällungen begonnen hatten. Und was fühlte er dabei, wollte der Moderator wissen. «Da starb ein Lebewesen», war die Antwort.

Allee kann ewig leben

Wir deuteten es als gutes Zeichen, dass vier Tage später, am 29. Juni entgegen der vorherigen Absagen die «Begehung der Allee» doch stattfinden sollte.



Die Anmut des Tägermoos bleibt gewahrt. Keine weiteren Pappeln fallen der Motorsäge

Noch einmal kam Fabian Dietrich ins Tägermoos. Mit ihm kam auch der Forstwirt Dr. Martin Rabe aus Freiburg. Und es kamen viele Menschen mit ihren drängenden Fragen an die Fachleute. Bei der lebhaften Diskussion am Ufer des ruhig dahinfließenden Seerheines kam das Drama des erlebten Kahlschlages wieder zum Vorschein.

Es ging aber auch um die Nachpflanzungen. Dr. Rabe als Forstwirt sieht die Bäume als Kollektiv. Fällern nur als Gruppe. Wieder aufbauen als Gruppe. Fabian Dietrich ist überzeugt, dass die Allee anders funktioniert. Er sieht die Einzelbäume und sagt, dass diese sich gut zu helfen wissen, wenn ein Baum in der Reihe nachgepflanzt werden muss. Jeder Baum hat seine eigene Lebenszeit. Beide Gutachter sind sich einig: Die Bäume sind und waren in einem vitalen und gesunden Zustand. Die Pappelallee kann noch lange leben. So ei-

ne Allee, sagt Fabian Dietrich, kann ewig leben.

Doch «Abbau» der Allee?

Am Abend dann viel Publikum im vollbesetzten grossen Saal des Konzils. Die Presse ist da. Der Oberbürgermeister soll laut Einladung das Grusswort sprechen. Darauf warten die ca. 200 Gäste vergebens. Trotz Intervention der Bürgerinitiative gibt es kein Podiumsgespräch. Nach den einzelnen Referaten aber verwandelt sich die Veranstaltung unversehens doch in ein sehr lebhaftes Diskussionsforum. Um 21 Uhr sollte laut Plan Schluss sein. Der Baubürgermeister schreitet nicht ein, als die Referenten unerwartet auf das Podium steigen und öffentlich miteinander und mit dem Publikum diskutieren. Um 23 Uhr verabschiedet ein erschöpfter Baubürgermeister die sehr angeregte Versammlung. Vom Oberbürgermeister war nichts mehr zu sehen. Er war schon vorher unruhig umher gewandert, hatte auch den Saal während eines Referates verlassen. Dabei liess er es sich nicht nehmen, später spontan das Wort zu ergreifen, um seinem Ärger über die Aussagen einer Referentin Luft zu machen. In den nächsten Tagen erfuhren wir dann en passant, dass die «Bürgerbeteiligung» abgesetzt war. Das Umweltamt und der Oberbürgermeister hielten ihre Pläne, was nun mit der Allee und dem zerstörten Teil des Weges geschehen sollte, unter Verschluss. Würde die Verwaltung wieder zu ihren ursprünglichen Zielen zurückkehren? «Abbau» der restlichen Allee und «Umbau» zum Auwald? Verlegung des Weges in die Gemüsegärten? Wer würde unsere Stimme als Antrag in die Versammlung einbringen?



Die Baumstümpfe der gefällten Pappeln haben wieder ausgetrieben und zeugen von der Vitalität der gefällten Bäume.

Bis zur Grenze!

Am 23. Juli ist der Ratssaal in Konstanz bis zum letzten Platz besetzt. Einige Besucher müssen in der offenen Türe stehen. Es ist ein sehr heisser Sommertag. Die Stadt lässt Wasser reichen. Der Tagesordnungspunkt «Pappelallee» wird vorgezogen. Jost Rüegg aus der Schweiz darf noch das Wort an den Konstanzer Gemeinderat richten.

Man kann es kaum glauben, aber die Anträge der Stadtverwaltung übernehmen unsere zwei wichtigsten Forderungen!

Die Allee bleibt erhalten. Die Bäume werden mit (Schwarz)-Pappeln als Baumallee nachgepflanzt.

Ausserdem wird ein Konzept für den «Rheinweg Tägermoos 2050» erarbeitet und da-

nach dem Konstanzer Gemeinderat zur Entscheidung vorgelegt. Die Bürgerinitiative und andere Betroffene beidseitig der Grenze werden an dem Konzept mitarbeiten. Diese Punkte werden einstimmig bei wenigen Enthaltungen vom Gemeinderat der Stadt Konstanz so beschlossen.

Die 6090 Unterzeichner der Petition und alle Alleefreunde dürfen aufatmen! Die Bürgerinitiative bleibt noch bestehen, bis die geeigneten Pappeln zwischen die Baumstümpfe gepflanzt sind. Plus zusätzliche 38 Setzlinge als Verlängerung bis zur Grenze! Dann können die Pappeln ohne uns gross und mächtig werden und zu einer neuen und alten Allee wieder zusammenwachsen.



zum Opfer. (Bilder: Christel Thorbecke)

Gnadenhof Equidad

Ein Pferd kann auch auf drei Beinen gehen!

Ist ein Pferd mit gebrochenem Bein todgeweiht? Nein! Im Gnadenhof Equidad gelingt es uns, diesen Mythos zu widerlegen. Gretel, Vera und Vale sind dank der Hilfe von Tierärzten und Wissenschaftlern die Helden, Hauptdarsteller und Zeugen wunderbarer Erfolgsgeschichten.

■ **Alejandra García**

Mythen, Legenden und Geschichten ranken sich um unsere Begleiter, die Tiere. Doch immer auch werden sie Opfer von so viel menschlichem Irrglauben. Dazu gehört auch die festgefahrene Meinung, ein Pferd mit gebrochenem Bein müsse unweigerlich durch den Tod zu «erlöst» werden. Doch jeder Fall ist anders, neu, individuell zu beurteilen. Von Tier zu Tier, von Wesen zu Wesen. Keine Knochenverletzung ist gleich. Sicher: nicht jeder Bruch hat eine gute Prognose. Doch in vielen Fällen kann das Pferd gerettet werden. Selbst mit einer Amputation! Dies zeigen drei Geschichten. Die Geschichten der Heldinnen Gretel, Vera und Vale, die uns Tag für Tag die wahre Bedeutung von Lebensfreude und unbeugsamem Lebenswillen aufs Neue lehren.

Erschütternder Anblick

Der Anruf kam an einem Februararmorgen. Ein Stutfohlen in einem ärmlichen Viertel von Córdoba leide schwer an einem gefährlich entzündeten linken Hinterlauf, berichtete unsere Tierärztin, Frau Dr. Castillo. Das einmonatige Pferdchen gehöre einem «Carrero», der seinen kärglichen Lebensunterhalt mit dem Verwerten von

Abfällen verdient. Der Besitzer schien jeden tiermedizinischen Rat zu missachten. Herd der Entzündung war offenbar ein Stachel tief im sensiblen, weichen Babyfuss, den der Carrero aber herausgeholt habe, wie er behauptete.

Unser Team zögerte nicht und holte das Tier ab. Der Anblick des Fohlens war erschütternd. Einsam stand es zwischen Müllhaufen, knabberte an Rüstabfällen, Papier und Karton. Kein Wunder war sein Bauch aufgebläht; gleichzeitig waren alle Rippen zu sehen. Noch schlimmer sah der auf das Vierfache angeschwollene, entzündete Hinterlauf aus. Das arme Tier konnte sich vor Schmerz und Schwäche kaum noch auf den Beinen halten.

Zeit zum Handeln

Im Gnadenhof Equidad, der nicht allzu weit von der Hauptstadt der argentinischen Provinz Córdoba entfernt liegt, erhielt das entkräftete Fohlen erst einmal anständiges, altersgerechtes Pferdefutter. Die Wunde wurde täglich gereinigt, desinfiziert und medizinisch versorgt. Nach drei Tagen kam plötzlich der Stachel zum Vorschein – halb verfault! Der vormalige Besitzer hatte also gelogen. Ein Glück, dass das Fohlen nicht mehr dort

war; wir konnten nur mutmaßen, woran dessen Mutter gestorben war.

Doch es war nicht Zeit zum Rätseln sondern zum Handeln. Trotz intensiver Bemühungen verschlimmerte sich die Entzündung. Der Huf war kaum noch zu erkennen. Was konnten wir tun? Gretel – so taufen wir sie – war doch noch so jung... Wir wollten nichts unversucht lassen, und so brachten wir sie in die Grosstierklinik der Katholischen Universität von Córdoba.

Die dortigen Veterinärmediziner schöpften alle Möglichkeiten aus, sie medikamentös zu behandeln. Doch dann mussten wir eine drastische Entscheidung fällen, sollte Gretel am Leben bleiben: Der Fuss musste amputiert werden...

Hilfe aus Uruguay

Doch wer konnte in Córdoba eine solche Operation vornehmen? Schliesslich kontaktierte unsere Tierärztin den Pferdespezialisten Dr. José Vero-



Die narkotisierte Patientin Gretel wird für die Operation vorbereitet.

cay. Er hat bereits über 30 erfolgreiche Amputationen durchgeführt, lebt aber in Uruguay. Würde er nach Argentinien kommen, um Gretel zu operieren? Über Facebook erreichten wir den Veterinärmediziner und via Whatsapp konnten wir ihm den Fall schildern. Wunder des technologischen Fortschritts!

Schliesslich kam Dr. Verocay tatsächlich nach Córdoba. Die Uni überliess uns nicht nur ihren Operationssaal, sondern liess auch mehrere Studenten höherer Semester bei der Operation assistieren. Zu ihrem eigenen Vorteil, denn so erlernten sie einen chirurgischen Eingriff, der in Córdoba nie zuvor durchgeführt worden war. Und sie sahen mit eigenen Augen, dass man ein

Pferd mit Lebenswillen wegen eines gebrochenen Laufs nicht unbedingt «aufgeben» muss!

Eins führt zum andern

Heute erholt sich unser Baby wunderbar, auch wenn sie noch immer in der Klinik ist. Unsere Tierärztin überwacht ihre Heilung mit Hilfe von Studenten und Lehrern der Fakultät. Wir besuchen sie jede Woche und bewundern ihren unbeugsamen Lebenswillen. Auch wenn sie jetzt auf drei Beinen steht, ist Gretel weiterhin schön und würdevoll wie alle Tiere, die den Widerwärtigkeiten des Lebens trotzen. Gretel wird nicht allein in den Gnadenhof zurückkehren. In der Klinik hat sie ein Fohlen kennengelernt, das mit leicht missgebildeten Beinen gebo-

ren wurde. Indio, ein Rassepferd, das zum Rennpferd herangezüchtet werden sollte. Seine Besitzer brachten es deshalb zu einer Beinoperation in die Klinik. Nachdem sie vom Resultat nicht befriedigt waren, hatte der kleine Hengst für die Besitzer jeden Wert verloren; sie wollten ihn als wertlos «abtun» lassen.

Wertlos? Für Gretel ist er Freund, Begleiter und Trost geworden! So ist auch Indio am Leben geblieben. Inzwischen hat er keine Probleme mehr und wartet in der Klinik nur noch darauf, mit seiner mittlerweile unzertrennlichen Freundin Gretel endlich nach Equidad zu reisen.

Veras «wundersame» Genesung

Wir erinnern uns: Die Einschätzung unserer Tierärztin und anderer Spezialisten für dieses Pferd mit seinem offenen Bruch an einem Hinterlauf war düster. Eine Operation könne man auf dem Lande nicht wagen; ebenso wenig sei der stundenlange Transport in die nächste Tierklinik machbar. Mit Sterbehilfe müsse sie wenigstens nicht mehr leiden. Doch dieses Schicksal wollten wir der niedlichen Stute, die wir bereits Vera nannten, nicht zumuten. Sie war ausser ihrer Verletzung bei bester Gesundheit und erst zwei Jahre alt!

Es gelang uns, einen Tierchirurgen zu gewinnen, der schliesslich über mehr als 1000 Kilometer aus der Provinz Chaco anreiste. Die Operation war lang, unter Vollanästhesie – und erfolgreich! Nach dem Aufwachen aus der Operation merkte Vera sofort, dass ein Teil ihres Beins nicht mehr da war und verstand sehr schnell auf drei Beinen zu laufen. Mehrmals täglich pflegten wir sie und fanden einen Spezialisten, der eine Prothese für Vera herstellen kann.

Es ist kaum in Worte zu fassen, was diese Genesung, die auch die Tierärzte als «wundersam» bezeichnen, für Vera und uns bedeutet. Die Heilung ist zweifellos ihrer Lebenskraft und ihrem fröhlichen Wesen zuzuschreiben. In ihrer offenen, neugierigen Art schliesst Vera rasch Freundschaft mit anderen Tieren. Sei es mit Mery, einem erlösten Müllpony, das ansonsten lieber allein ist, oder mit den Schweinen Francisco und Pancho, die sich auf Schattensuche neben ihr hinlegen.

Veras Sanftmut und Ausgeglichenheit, ihr Vertrauen und ihre ansteckende Lebensfreude lässt kein Herz unberührt. Die liebenswürdige, zärtlichkeitsbedürftige Stute begleitet neugierig unsere tägliche Arbeit. Sie liebt die Welt, in der sie sich bewegt, und wenn sie einmal Schmerzen verspürt, zeigt sie es kaum.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, sollte Vera bereits eine eigens in Buneos Aires für sie angefertigte Prothese tragen, damit sie wieder auf vier Beinen gehen kann und keine Probleme mit ihrer Wirbelsäule oder andere Beschwerden bekommt. Unsere Mühen sind es wert. Vera verdient diese Anstrengungen, und wir sind dem Leben dankbar, dass es uns diese Aufgabe gestellt hat.

Wir können helfen

In einer Augustnacht holte uns die örtliche Polizei wegen des Zusammenpralls eines Motorrads mit einer Stute. Das Tier liege mit gebrochenem Bein auf der Strasse. Früher hätte man ein Pferd mit gebrochenem Lauf direkt getötet! Aber unser Erfolg mit Vera hat sich in der Region herumgesprochen. Allmählich wandelt sich die Einstellung, und so werden wir eingeschaltet, damit wir versuchen können, solche Tiere zu retten.



(Bilder: FFW)



Vales rechter Hinterlauf konnte gerettet werden.

An der Unfallstelle waren Fahrer und Motorrad praktisch unversehrt. Doch die kleine Stute auf dem Asphalt hatte es arg erwischt: doppelter Beinbruch! Anwohner versorgten das verletzte Tier mit Wasser und Futter, bis wir es schliesslich behutsam zum Gnadenhof Equidad transportieren und dort den verletzten Lauf schienen und verbinden konnten. Wieder drehten sich unsere Gedanken um eine Amputation. Sollte auch diese schöne junge Stute, die wir Vale taufte, für immer gezeichnet sein?

«Alles wird gut!»

Doch Frau Dr. Castillo macht uns Hoffnung. Das Bein sei wahrscheinlich zu retten! Wir können uns nicht genug bedanken für ihre fürsorgliche Liebe den Tieren gegenüber und die Bereitschaft, jederzeit auf unsere Anrufe zu antworten. Ziel war wieder die Grosstierklinik der Katholi-

schen Universität von Córdoba. Diesmal könnte eine Operation mit Schrauben die Rettung sein. Wiederum assistierten Studenten des obersten Semesters bei der Operation. Es sollte der erste orthopädische Eingriff bei einem Pferd an diesem Institut werden. So erlernen diese künftigen Tierärzte neue Fertigkeiten und werden sich gleichzeitig bewusst, dass auch ein verletztes Pferd weiterleben kann.

Wie tapfer, stolz, lebenskräftig und schön Vale ist! Zweifellos trägt auch dies entscheidend mit zu ihrer Heilung bei. Noch ist zwar der nachhaltige Erfolg des Eingriffs nicht gesichert; aber die junge Stute erholt sich gut von der Operation. In der kurzen Zeit auf dem Gnadenhof, bevor wir sie in die Klinik brachten, hat Vale unsere Herzen im Sturm erobert. Auch das von Vera, die jeden Tag im Stall von Vale verbrachte und ihren Kopf zu

Vale herunterbeugte, als ob sie ihr sagen wollte: «Mach dir keine Sorgen, alles wird gut!»

Blick voraus

Bereits jetzt ist klar, dass Gretel, Vera und Vale nicht mit den anderen Pferden des Gnadenhofs zusammenleben können. Beim Festlegen der Rangordnung sind sie eingeschränkt und könnten verletzt werden. Deshalb schaf-

fen wir zurzeit einen Bereich auf Equidad, wo die behinderten Pferde, mit viel Bewegungsfreiheit und gleichzeitig sicher, gemeinsam leben können. Hoffentlich können Gretel und Vale schon bald nach Equidad zurückkehren. Vera wartet bereits! Zweifellos werden diese Pferde mit ihrer besonderen Geschichte Seite an Seite glücklich werden.



Veras Fell glänzt vor Gesundheit !

Gnadenort

Veras Geschichte im letzten Heft (JFW 112) hat uns drei Lesermeinungen gebracht, die unser Handeln im Fall der schwer verletzten jungen Stute kritisierten. "Einschläfern" wäre nach diesen Meinungen unbedingt am Platz gewesen. Wir möchten kurz darauf eingehen.

In unserem Gnadenhof Equidad gelten naturgemäss nicht die gleichen Kriterien wie im nüchternen Wirtschaftsleben, wo nur der Profit zählt. Unser Ziel ist ja, ausgebeutete, geschundene Müllpferde aus dem erbarmungslosen Arbeitsprozess herauszulösen und, je nach Fall, einen Pflegeplatz bei pferdeliebenden Menschen für sie zu finden, oder ihnen noch eine Zeitspanne des Ausruhens, des Friedens, der Sicherheit und des Wohlbefindens an einem Gnadenort zu schenken.

Die erst zweijährige, gesunde und lebensfrohe Stute Vera einzuschläfern, wäre für unser ganzes Team auf Equidad als ein Verbrechen erschienen, das keines von uns ausgeführt hätte. Vera hat uns mit allen Zeichen kundgetan, dass sie leben will und glücklich ist bei uns. Sie wird sich an ihr Handicap gewöhnen, wie Tiere dies ja so gut können, umso mehr als niemand mehr sie treibt und hetzt oder irgend etwas Schweres von ihr verlangt.

So sehen wir die Zukunft von Vera auf Equidad. Diese Chance wollen wir ihr geben.

FONDATION FRANZ WEBER ■



Für die Rettung der afrikanischen Elefanten

Die Fondation Franz Weber führt mit ihrem engagierten Team effiziente und oft bahnbrechende Kampagnen, um Tiere vor grausamer Behandlung zu beschützen und die Natur vor der Zerstörung zu bewahren.

2015 und 2016 sind entscheidende Jahre für den Schutz der afrikanischen Elefanten. Die Fondation Franz Weber kämpft vor Ort gegen die Wilderei. Sie setzt sich ebenfalls auf politischer Ebene ein, um die Entscheidungsträger davon zu überzeugen, dass nur ein klares und ausnahmsloses Handelsverbot für Elfenbein die Elefanten vor der Ausrottung bewahren kann.

Helfen Sie uns dabei, bleiben Sie an unserer Seite!

Mehr erfahren Sie unter: www.ffw.ch

Franz Weber Territory

Am Grenzzaun

Das nordaustralische Franz Weber Territory, ein Refugium für australische Wildpferde, ist riesig. So gross, dass es sich nicht lohnt, jeden Abend nach Zaunreparaturen zum Homestead und zur Ranch zurückzukehren. Im Camp lebt man nach der australischen Buschzeit, erlebt die Stille und einzigartige Begegnungen.

■ Sam Forwood

Der nördliche Grenzzaun des Franz Weber Territory ist rund 26 Kilometer lang und verläuft von der Gemeindegrenze von Pine Creek Richtung Osten. Zu Jahresbeginn beauftragten wir ein Unternehmen, die am nächsten zum Ort gelegenen acht Kilometer Zaun zu reparieren oder neu zu errichten. Buschfeuer und Überschwemmungen hatten diesem Abschnitt in der Vergangenheit besonders arg zugesetzt. Die übrigen 18 Kilometer benötigten nur die üblichen jährlichen Instandstellungen.

So entschieden wir, mein Sohn Hamish (16) und ich, diesen Teil des Grenzzauns im Juni selber zu flicken. Juni ist ein Wintermonat in Australien und eine angenehme Zeit für Arbeiten draussen; trockene Luft mit neun Grad nachts und bis 32 Grad zur wärmsten Tageszeit. Hamish hatte Schulferien und kam her aus dem Internat, das er in Darwin besucht. Wir beschlossen, dort draussen zu campen, nahe beim Zaun, am Cullen Hill, der knapp innerhalb unserer Grenze liegt, rund 17 Kilometer von Bonrook Homestead und den Heimgehegen entfernt. Der Cullen-Hügel ist ein blosser Vorsprung aus granitene Felsen und grossen Gesteinsbro-

cken, mit dem Cullen River ganz in der Nähe. Der allerdings fliesst zu dieser Jahreszeit nicht, sondern besteht nur aus einer Kette von Wasperlöchern. Erst mit der tropischen Regenzeit ab November wird er wieder zum Fluss.

Australische Buschzeit

Hamish und ich verbachten einen Tag damit, unser Camp einzurichten mit Stangen, Planen, Moskitonetzen, einer Feldküche und Feuerstelle. Wasser hatten wir in Kanistern dabei, Lebensmittel in einer grossen Verpflegungskiste und sogar einen kleinen Kühlschrank, gespeist durch eine Autobatterie. Für Notfälle stand ein Satellitentelefon bereit. Vier Nächte blieben wir da draussen und arbeiteten mit dem Geländefahrzeug jeden Tag am Zaun. Wir sahen keine Menschenseele, hörten kein Telefon, kein Fahrzeug. Nicht das Internet bestimmte unseren Tagesablauf, nicht die sozialen Medien oder das Fernsehen. Nicht einmal eine Uhr. Nur Tag und Nacht. Wir lebten nach der Australischen Buschzeit.

Jeden Tag nahmen wir uns einen weiteren Zaunabschnitt für die nötigen Reparaturen vor. Einmal war ich gerade daran, Drähte zu spannen, als ich plötzlich Blicke in meinem Rücken spürte. Vorsichtig



über die Schulter spähend gewahrte ich eine kleine Gruppe von Brumbies, vielleicht vier Tiere, die uns aus ca. 100 Metern Entfernung unverwandt betrachteten. Es waren „bachelors“, Junghengste, durch

gebietende Hengste aus grösseren Familienverbänden verstossen. Eine ganze Weile standen sie einfach da, ohne Scharren und Schnauben, wie es für ausgewachsene Hengste typisch wäre. In ihrer ju-



Manchmal neugierig, manchmal scheu: junge Brumbies auf Bonrook.



Für die Reparaturen am schützenden Grenzzaun im Norden errichteten Sam und Hamish eigens ein Camp. (Bilder: Sam Forwood)

gendlichen Unsicherheit fehlte ihnen der Mut, näherzukommen. Ihr glänzendes, kastanien- bis dunkelbraunes Fell zeigte: sie sind vital und gesund. Als wir weiterfuhren, zogen auch sie ihres Weges.

Leviathane

Fast täglich beobachteten wir auch eine Herde von Wasserbüffeln, während wir unsere Zaunreparaturen vorantrieben. Es waren um die 20 Kühe und Kälber mit einigen jungen Stieren, die offenbar nicht weit von unserem Camp entfernt lebten. Ein älterer Bulle war nicht auszumachen; umso besser, denn diese mächtigen Kerle können ziemlich gefährlich werden. Vermutlich sind die imposanten Tiere während der letzten Regenzeit durch niedergerissene Zäune ins Franz

Weber Territory eingedrungen, auf der Suche nach einem Zufluchtsort dem Cullen River entlang; und sie haben ihr Refugium gefunden.

Wasserbüffel wandern meist recht dicht gedrängt, immer etwas unruhig und rempelnd mit den benachbarten Tieren. Wenn sie aber stoppen und dich anstarren, dann stehen sie bockstill und wedeln kein Ohr. Mit der wachsenden Frühjahrshitze und den ersten Regengüssen als Vorboten der Monsunzeit, rennen sie den Gewittern regelrecht hinterher, weil sie sich als Wasserbüffel, wie der Name sagt, immerzu nach Wasser sehnen – und nach Schlamm zum Suhlen.

Wir trafen dort draussen auch einige sehr alte verwilderte Stiere an, durch jüngere Bullen verstossen aus den Herden, nun als Geächtete ihre alten Tage einsam oder in kleinen Gruppen fristend. Man tut gut daran, diesen Leviathanen der Wildnis aus dem Weg zu gehen; viele von ihnen sind ziemlich grantig und reizbar.

Stille und Dingo-Geheul

Eine stattliche Zahl schöner Brumby-Herden liessen sich während unserer Zeit dort draussen ebenfalls blicken. Während die einen Gruppen etwas näher kamen, um uns neugierig zu beobachten, machten sich andere sofort mit Galoppgetrommel aus dem Staub. Das hängt immer vom Leitpferd ab – sei es Stute oder Hengst –, ob es uns als Gefahr sieht oder nicht. Alle Pferde waren bei bester Gesundheit und nicht wenige Stuten schienen trächtig zu sein. Immer wieder bin ich verblüfft, wie schnell sie ohne den geringsten Kratzer durchs dichte Gestrüpp kommen und wie sicher und leichtfüssig sie sich auf dem rauen Gelände bewegen.

Die Nächte in unserem einsamen Cullen-Hill-Camp waren

sehr ruhig. Sobald sich der leichte Wind am späten Nachmittag legte, wurde es still, und mit dem Hereinbrechen der nächtlichen Dunkelheit war kein Geräusch mehr zu hören. Wir vermieden es, diese Geräuschlosigkeit durch Musik oder anderen Lärm zu stören. Die vollendete Stille da draussen ist älter als die Zeit...

In einer Nacht vor der Morgendämmerung – es war etwa vier Uhr – begann ein Dingo unten am Cullen zu heulen. Er bewegte sich flussabwärts in südlicher Richtung und heulte in Abständen von etwa zehn Minuten. Zweifellos das Alpha-Männchen. Ein Rudel, zu dem auch Welpen gehörten, antwortete. Sie folgten ihm in einem gewissen Abstand dem Fluss entlang; er musste der Pfadfinder sein. Ich hatte meinen grossen Wolfshund Cross bei mir, der bei der Feuerstelle schlief. Als er den Dingo heulen hörte, knurrte er sachte, für den Dingo nicht hörbar, einfach um Hamish und mich wissen zu lassen, dass er aufpasste.

Stoff für Legenden

An einem Abend fanden wir eine Bandy Bandy in unserem Camp. Diese auffällig braun-

weiss gebänderte Pythonart ist ziemlich harmlos; sie mass etwa einen Meter. Wir schauten zu, wie sie sich am Camp vorbeiwand, den Hügel hinter uns hinauf. Wir hatten keinen Grund, ihre Reise zu stören.

Hamish und ich nahmen uns auch die Zeit, nach einigen Jahren wieder einmal den Cullen Hill zu besteigen. Auf dem Gipfel befindet sich zu Vermessungszwecken ein stählerner Triangulationspunkt. Rostig, wacklig und verbogen steht er da und hat Gott weiss wie vielen Buschfeuern, Blitzschlägen und subtropischen Stürmen getrotzt.

Müde und bereit für eine ordentliche Dusche kehrten wir schliesslich nach Hause zurück. Heim zum Bonrook Homestead und zur Ranch. Der Zaun ist jetzt wieder in bestem Zustand. Alles ist gut, kein Pech, keine Pannen.

Rund zwei Wochen später erreichte mich ein Anruf aus Hamishs Internat in Darwin. Ich erfuhr, dass die Schilderungen meines Sohnes über unsere Abenteuer am Cullen River in den Klassenzimmern und in den Schlafräumen die Runde machen und mehr und mehr zu Stoff werden, aus denen Legenden gewoben sind. ■



Bandy Bandy, eine eher harmlose, doch leicht giftige australische Schlange.

Die Leser haben das Wort

Abschied von Fritz Kreis, Direktor des Grandhotels Giessbach von 1984 bis 2003

Liebe Frau Weber, lieber Herr Weber, liebe Vera,

Mit Bestürzung musste ich vom Tod von Fritz Kreis Kenntnis nehmen – ich hielt ihn, den Junggebliebenen, für robust und gesund. Er schien mir bei den letzten Begegnungen – im Giessbach jeweils – unverändert und nicht gealtert. Die letzte wie auch die erste Begegnung mit ihm war im Giessbach; in meiner Wahrnehmung. Obwohl ich ihn ja vorher nicht kannte und auch später sich unsere Kontakte auf diesen Ort beschränkten, gehört er als eine der wichtigen Persönlichkeiten zum Giessbach. Er hat die ersten Jahrzehnte seit der Rettung des Giessbachs geprägt, nicht im Sinne einer Indoktrinierung, sondern seiner Persönlichkeit entsprechend mit Augenmass, Zurückhaltung, Noblesse. Nie war er aufdringlich, fordernd. Was ich besonders schätzte: seine gelassen wirkende Ruhe, zweifellos eine ganz wichtige Voraussetzung, um den Betrieb Giessbach zu führen. Dabei ist mir klar, dass es grosse mentale Anstrengungen erforderte, die er aber klaglos zu leisten vermochte. Fritz Kreis ist eine Persönlichkeit, die mir in Erinnerung bleiben wird und an die ich mit Hochachtung denke. So viel zu leisten und sich in aller Bescheidenheit im Hintergrund zu halten, ist vorbildlich. Ich danke ihm in Gedanken für seinen Einsatz von Herzen. Ich habe sehr bedauert, an der Trauerfeier nicht teilnehmen zu können wegen einer ganztägigen Jurysitzung, an der ich als einziger Kunsthistoriker unter Architekten nicht fehlen durfte. Der Verlust von Fritz Kreis wiegt schwer; ich hoffe, dass die Kraft zur Trauerarbeit nicht versiegen möge. In stiller Teilnahme und mit herzlichen Grüssen

Jürg Schweizer, Bern

Liebe Trauerfamilie,

Wir haben die Nachricht vom Weggang von Fritz Kreis, Eurem Bruder, Onkel und Schwager erhalten und sind sehr betroffen, denn wir haben eine herzliche Zuneigung und Freundschaft für unseren hoch geachteten Kollegen empfunden. Wir haben über lange Jahre mit ihm zusammen gearbeitet, haben teils noch den Beginn vom heutigen Grand Hotel Giessbach erlebt, haben seine enorme Freundlichkeit, Anteilnahme, Ehrlichkeit und seinen Einsatz sehr geschätzt. Sein Respekt gegenüber Gästen, aber auch gegenüber Mitarbeitern war uns immer Ansporn.

Er hat den Giessbach verlassen, vor allem um sich noch am Dasein in Montreux, in der Nähe seiner Liebsten zu erfreuen. Ihr habt herrliche, faszinierende Erinnerungen an die gemeinsamen Jugendjahre, Ihr habt wunderbare Andenken an die Zusammenarbeit, an die Jahre des Lebens im Waadtland. Ihr habt seine tief empfundene Liebe, seine Sorge um Euer Wohlergehen erlebt. Er hat Euren Einsatz für die Natur unterstützt, er teilte Eure Bürde, die Tiere achtungsvoll zu behandeln, er war unsagbar stolz auf Eure Erfolge im Namen der Tierwelt und der Natur. Er war ein selten liebenswerter, einfühlsamer Mensch, wie man sie kaum noch findet. Es war für uns eine grosse Bereicherung, dass wir ihn kennenlernen und mit ihm gemeinsam die Geschicke des Hoteliervereins Brienz über Jahre hinweg leiten konnten. Wir kondolieren Euch und der gesamten Trauerfamilie aus tiefem Herzen und wünschen allen Seelenstärke und Mut, um diesen Verlust zu tragen. Ihr werdet ihn schmerzhaft vermissen, doch habt Ihr eine Fülle an wunderschönen Momenten der tiefen Zuneigung und Liebe erlebt und diese werden Euch immer begleiten.

Im Gedenken an Fritz „Olivier“ Kreis. Die Kollegen Hoteliers von Brienz, Monique Werro

Vergessen wir nicht das Leid der Tiere

Angesichts des Flüchtlings-Exodus, der zurzeit stattfindet, der durch die Medien geistert, Tag für Tag, ist mir doch etwas aufgefallen. Die meisten dieser Menschen, die das Glück haben, sich über die Medien zu erklären, ihre Geschichte zu erzählen, benützen oft genug die Floskel, «wir werden schlimmer behandelt als die Tiere». Tiere sind in jenen Ländern, wo die meisten Flüchtlinge herkommen, wirklich nur Ware, Sklaven, Abschaum, das wissen wir aus vielen Berichten nur zu gut. Aber jetzt ist ja der Flüchtlingsstrom, die Völkerwanderung das Thema Nr. 1. Vergessen das Leid der Tiere, die keine Möglichkeit haben, einen Schlepper zu bezahlen für die Überfahrt nach Europa,

kein Asylgesuch stellen können, ihrem Schicksal alleine überlassen. Tierschicksale bleiben auf der Strecke, werden unter den Teppich gewischt. Dass diese Massenbewegung nach Europa auch doppeltes Leid für unsere Nutztiere bedeutet, geht in der ganzen Geschichte unter. Mehr Menschen, mehr Fleisch, mehr Nahrung. Dem können wir uns nicht entziehen, soviel ist allen klar, nur, das Leiden der Kreaturen ohne Stimmen, ohne Gratis-Anwalt findet seine Fortsetzung in Europa, auf den Tellern der Neuankömmlinge, das heisst, wir dehnen aus, was wir eigentlich zu einem Besseren bringen wollten. Vergessen wir ob dem Leid und Schicksal von Millionen von Menschen nicht das Leid der Tiere auf dieser Welt!

J. Frey, Teufen ZH

Ein schleichender, barbarischer Akt

Der Artikel von Angelika Lindbergh spricht mir aus dem Herzen. Ich verstehe ihn als Hilferuf in der akuten Not. Auch in unserem Land wird der eigenen Kultur und den bildenden Künstlern wenig Beachtung geschenkt. Durch die massive Zuwanderung werden unsere Eigenarten und unsere (Kultur-)identität sabotiert und unser natürliches Umfeld systematisch zerstört. Dieser Prozess kann als schleichender, barbarischer Akt bezeichnet werden. Kunst und Kultur wird nur als Klamaus und «Eventmaschine» verstanden. Kunst hat mit Wirtschaft und noch weniger mit Politik etwas zu tun. Sie ruht in sich selbst und ist Teil unserer Natur. Sie vereint Kreativität, menschliche Schöpferkraft mit

der universellen Spiritualität. Wie weit unser selbstzerstörerisches ökonomisches Wertesystem eine Wende auslöst und zu einer immateriellen Lebensgesinnung führt, ist unklar. Solange die Gier nach Geld und Macht vorherrscht, wird sich nichts ändern! Möge die Kunst als Hoffnungsträger der Menschen und für die Natur erhalten bleiben! Angelika Lindbergh danke ich für ihre sehr mutigen Worte. „Wo Herz und Gemüt erkaltet sind, da kann die Kunst nie heimisch sein.“ (Caspar David Friedrich, deutscher Maler 1774-1840)

Beat Ted Hannemann, Basel

Kein Interesse am Ausstieg

Ich engagiere mich seit langen Jahren für Suffizienz und Energieeffizienz und setze dies auch konkret um – um den ökologi-

schen Fussabdruck im erforderlichen Ausmass zu vermindern, ist es zwingend erforderlich, den Energiemix der Energieversorgung deutlich zu verändern, auf eine Vielzahl von Quellen abzustellen und diese dezentral und nachhaltig zu nutzen. Dazu gehört auch in der Schweiz zwingend die Windenergie. Da die Medieninformationen Ihrer Organisation erstens Positivkriterien für Windenergienutzung nicht erwähnen, zweitens auch von gleichen Organisationen Widerstand gegen Projekte zur dezentralen Sonnen- und Wassereenergienutzung geleistet wird, drittens Aussagen dazu fehlen, wie trotz Verzicht auf die Nutzung der Windenergie aus der Atomenergie und den fossilen Energien ausgestiegen werden kann, komme ich klar zum Schluss, dass Ihre Organisation kein Interesse an einem solchen Ausstieg hat, obwohl auch dadurch erhebliche Auswirkungen auf Natur und Mensch bereits feststellbar sind. Mit derartigen Aktivitäten verliert Ihre Organisation selbst bei mir als natur- und umweltorientiertem Menschen erheblich an Glaubwürdigkeit.

Toni W. Püntener, Umweltgutachter, 8055 Zürich

Respektlose Ausnützung durch die EU

Wenn Bundesratspräsidentin Sommaruga vor der Bundesratssitzung den EU-Kommissionspräsidenten Juncker anruft, so signalisiert sie eine grosse psychologische Unsicherheit; das ist fatal ungeschickt für jemanden, der die Souveränität eines Staates vertreten sollte! Wird nun, auf Wunsch von Herrn Juncker, ein weiterer Chefunterhändler auf Kosten unserer Steuerzahler nach Brüssel entsandt, mit der Auflage, alle Dossiers seien zu verknüpfen, so dürfte ja völlig klar sein, worum es geht: Die EU will nicht zulassen,

dass wir in der Schweiz die Einwanderung selber steuern und keine fremden Richter und Gesetze automatisch (oder dynamisch) übernehmen wollen. Ich erlaube mir – wohl als einziger – laut darüber nachzudenken, ob es nicht endlich an der Zeit wäre, Diplomaten bzw. Chefunterhändler nach ihrem Erfolg in punkto Interessen der Schweiz zu entlohnen; damit diese nie und nimmer vergessen, wem sie verpflichtet sind! Die Verknüpfung aller Dossiers mit der EU lässt für die Schweiz nichts Gutes ahnen: Dies ist ein erneuter plumper Trick, um die Schweiz ein weiteres Stück über den Tisch zu ziehen. Es kommt nicht auf die Menge von Verhandlern an sondern auf deren Standfestigkeit und Härte, sonst wird aus einem neuen Chefunterhändler mit Gesamtbefugnissen(!), ein weiterer hochbezahlter «Chefunterhändler»!

Marcus Stoercklé jun., Politbeobachter, E-Mail: mbstoerckle@vtxmail.ch, 4052 Basel

«Die Zerstörung des Weltkulturerbes»

JFW 113 - Sehr geehrte Frau Alike Lindbergh, Seit Jahren unterstütze ich die Fondation Franz Weber, weil ich den Einsatz dieser Stiftung hochschätze. So erhalte ich natürlich auch regelmässig das Journal der FFW. Da ich noch berufstätig bin, reicht mir die Zeit nicht immer, um das Journal von A-Z zu lesen. Ihr Artikel ist mir aber sofort in die Augen gesprungen, diesen wollte ich unbedingt lesen. Ich gratuliere ihnen zu diesem hervorragenden Plädoyer für die Kunstschatze auf unserer Welt. Sie sprechen mir aus der Seele. Allen Beteiligten der Fondation Franz Weber, vorab aber der Familie Weber, möchte ich mit diesem E-Mail für Ihren jahrelangen, unermüdlichen Einsatz für die Schönheiten der Natur, der

Tierwelt und vielem Anderem herzlich danken.

Marianne Fankhauser, Liebefeld

Jedes Wachstum hat ein Ende

Vielen Dank für Euer Engagement für Natur, Tier und Mensch. Ihr macht eine unermessbar wertvolle Arbeit... Im Journal wurden in den vergangenen Jahren immer wieder Artikel zum Thema Überbevölkerung publiziert. Im gleichen Kontext wie Sie über die Ausbeutung und Zerstörung unserer Lebensgrundlagen schreiben, prangern Sie die Überbevölkerung als grosses Übel an. Dabei stellen Sie ganz selbstverständlich den kausalen Zusammenhang zwischen den Folgen von Raubbau in der Natur und der kontinuierlichen Zunahme der Weltbevölkerung her. Diese Analogie ist jedoch keineswegs zwingend. Das Problem ist nicht direkt die Anzahl Menschen, sondern unsere Verantwortungslosigkeit, Masslosigkeit und technologische Abhängigkeit. Ewiges Wachstum, wie es in Elitekreisen von Wirtschaft und Politik propagiert wird, ist selbstverständlich völlig utopisch. Jegliches Wachstum hat irgendwann ein Ende, es gibt kein einziges gegenteiliges Beispiel in der gesamten Erdgeschichte. Und genau da liegt die Wurzel des Übels. Innerhalb des leider immer noch vorherrschenden, einseitigen materialistischen Weltbildes und der damit einhergehenden Naturwissenschaft (inkl. Finanz- und Wirtschaftssystem), welche seit jeher mit Prämissen wie „größer, schneller, stärker, ...“ gerechnet hat, gab es von Anfang an nie eine Chance auf eine Entwicklung der Menschheit in Harmonie mit der Natur. Es ist längst Zeit, umzudenken. Wir brauchen einen radikalen Paradigmenwechsel mit einem neuen Weltbild. Damit würde sich das Problem der

stetig zunehmenden Weltbevölkerung von selber lösen. Das Überbevölkerungsproblem aber auf direktem Weg anzugehen, scheint mir nicht zielführend und endet im schlimmsten Fall in elitärem Existenzdenken, wie es auf den Georgia-Guidestones niedergeschrieben wurde.

Marco Kohli, Gurzelen

Kann das Volk unseren Politikern trauen?

Weshalb setzen sich 3 Bündner Politiker, Nationalrat Heinz Brand, Ständeräte Stefan Engler und Martin Schmid in Bern gegen den Volkswillen der Zweitwohnungsinitiative ein? Nun wird emsig weitergebaut – statt Zweitwohnungen entstehen jetzt verschleierte Erstwohnungen und Alterswohnungen. Mehr denn je wird fruchtbares Land zubetoniert. Was ist eine Erstwohnung, wozu braucht es so viele Alterswohnungen? Oder Olympiade in Graubünden? Dass mehr Eigennutz als Fachwissen eingesetzt wurde, hat das Stimmvolk mit einem NEIN bestätigt. Denn allein die Propaganda der Olympia-Kandidatur kostete den Steuerzahler 58 Millionen Franken. In kurzer Zeit verteilten Heinz Brand, Stefan Engler, Gian Gilli, Barbara Janom Steiner usw. diese Menge Geld in verschiedene Taschen. Die Vorzeige-Organisation FIFA lässt grüssen. Es ist nicht überraschend, wenn man sieht, in welchen Richtungen sich Heinz Brand bewegt. (...) Man fragt sich, woher nehmen die Politiker die Zeit für die vielseitigen, eigennützigen Mandate? Vor den Wahlen respektive bei der Vereidigung versprechen alle Politiker, dass sie sich mit bestem Wissen und Gewissen zum Wohle des Schweizer Volkes einsetzen (laut Bundesverfassung). Vor den Wahlen ist eben nicht nach den Wahlen.

Willi und Johanna Forrer, 7252 Klosters-Dorf

Fritz Kreis (6.8.1938 – 3.7.2015) zum Gedenken

Judith Weber

Glückliche Kindheit

Karl Friedrich (Fritz) Kreis kommt am 6. August 1938 in Emmenbrücke LU zur Welt. Zwei Schwestern: Judith (6) und Eleonore (3), haben das Brüderchen ungeduldig erwartet. Mit ihnen zusammen verbringt Fritz eine glückliche Kindheit, geborgen in einer traditionellen Familie.

Während der Kriegs- und Nachkriegsjahre werden die Kinder zur Mithilfe bei Freunden der Eltern auf dem wunderbaren Meierhof in Sempach herangezogen. Für den kleinen Fritz und seine Schwestern heisst es Verantwortung übernehmen für eine Schar Hühner, Gänse, Enten und Tauben. Fritz sorgt mit Hingabe für die Kaninchen und den mächtigen Hofhund Lux. Die Liebe der Kreis-Kinder zu den Tieren hat hier ihre Wurzeln.

Zu Hause – Vater Max steht an der Grenze – wacht Mutter Emmi, die Frohe, Starke, Warmherzige, streng über das Vorankommen der Kinder. Für den eher verträumten Fritz sind die Schulnoten in den frühen Jahren ein beunruhigendes Thema.

Lehr- und Wanderjahre

Später zeigt sich seine Begabung für Sprachen, seine angeborene Hilfsbereitschaft und Leichtigkeit im Umgang mit Menschen. Er absolviert die Hotelfachschule in Luzern, bildet sich weiter in den Bereichen Tourismus und Sprachen. Die Jahre der Ausbildung und des beruflichen Aufstiegs führen ihn nach Italien, Spanien und England, nach Panama und Peru, nach Barbados, den Bermudas und nach Mexiko. Dort begegnet er 1976 der jungen Mexikanerin Eli, die er nach 6 Monaten Bekanntschaft heiratet. Zusammen reisen die beiden nach Laguna Hills unweit von Los Angeles USA, wo Fritz später leitet der Direktor eines 350-Zimmer-Luxus-



hotels wird. Fritz und Eli trennen sich in Freundschaft nach 7 Jahren ihrer kinderlos gebliebenen Ehe.

In der Schweiz – wir sind im Oktober 1983 – hat Franz Weber, der mit Fritz Kreis' Schwester Judith verheiratet ist, soeben in einer beispiellosen Kampagne das berühmte Grandhotel Giessbach in Brienz vor dem Untergang gerettet. Was könnte näher liegen, als dass er seinen Schwager, den welterfahrenen, bestausgewiesenen, fünfsprachigen Hotelier Fritz Kreis bittet, die Leitung der Giessbach-Domäne zu übernehmen. Und Fritz ist nicht abgeneigt; er ist froh, nach langen Auslandjahren in die Schweiz zurückzukehren.

Lebenswerk

Giessbach wird ihn nicht mehr loslassen. Aus der verlassenen, stillstehenden historischen Hotelanlage wieder einen lebendigen, florierenden Betrieb zu machen, wird im wahrsten Sinne des Wortes zum Lebenswerk von Fritz Kreis. Die Zusammenarbeit mit der Familie Weber, namentlich mit Schwester

Judith, die im Giessbach die Arbeiten der Inneneinrichtung führt, und mit seiner Nichte Vera, die schon ab 13 Jahren in allen Bereichen des grossen Hotelbetriebs zuerst spielerisch, später sehr ernsthaft mithilft, erweist sich als produktiv und wunderbar harmonisch. „Ich durfte als Kind beobachten“, sagt Vera Weber heute, „wie Fritz ein grosses Team von Mitarbeitenden ruhig und gerecht leitete, wie er ihnen die Liebe zum Giessbach vermittelte und so alle zum Erfolg führte. Er hatte immer ein offenes Ohr; immer Verständnis für spezielle Situationen, immer eine Lösung bereit. Und ich spürte die respektvolle, tiefe Sympathie, die die Mitarbeitenden ihm entgegen brachten. Für mich war Fritz ein Beispiel und ein Vorbild von Menschlichkeit. Oh! Und wie haben wir zusammen gelacht!“

Abschied

Im Herbst 2002 legte Fritz Kreis, nach 19 Jahren einer stetigen Aufwärtskurve im Giessbach, den Betrieb in die Hände seines jungen Nachfolgers Matthias Kögl. 13 Jahre Ruhestand waren ihm vergönnt. Für uns 13 reiche, kostbare Jahre mit Fritz als unersetzlichem Helfer in der Fondation Franz Weber in Montreux. Mit Fritz als ruhendem Pol in jeder Situation. Mit Fritz als unverbrüchlichem Freund. Tag und Nacht zum Einsatz bereit. Mit vorausschauender Güte und Umsicht stets um das Wohl seiner Mitmenschen besorgt. Immer da auch für die Tiere in seinem Umfeld. Immer da für die anderen, und immer da für uns. *Clarens, 31. Juli 2015*

*In Dankbarkeit:
Grandhotel Giessbach, Brienz
Fondation Franz Weber
Familien Weber-Kreis und
Hebeisen-Kreis*

Grandhotel Giessbach

Franz Webers Geschenk an das Schweizervolk

■ Judith Weber

Endlich Tage der Ruhe und Einkehr. Thomas Manns „Zauberberg“ als Lektüre im Schein der Nachmittagssonne auf der Terrasse des Grandhotels Giessbach. Das passt. Doch alsbald sinkt mir der Zauberberg in den Schoss. Ich kann den Blick nicht von dieser Landschaft wenden. Nichts, nichts lässt sich damit vergleichen! Vor mir der See im goldenen Dunstglanz, gesäumt von der Bergkette des Briener Rothorns, fast regelmässig zackig und rosig, als hätte ein Kind sie gemalt; zu meiner Seite die Silberströme des Giessbachs, und im Hintergrund der hoch ansteigende Bergwald, der in seinem Zentrum, wie eingebettet in grünsamtem Schmuckkasten, die Perle des Berner Oberlandes präsentiert: das Märchenschloss Giessbach mit allen seinen Anlagen. Eine Symbiose von Naturschönheit und menschlichem Schaffen, wie sie vollendeter kaum sein könnte.

Weiss das Schweizervolk heute noch, dass wir dieses Geschenk Franz Weber verdanken? Er hat es bewirkt, dass wir das Märchen auch heute noch erleben können, dass uns dieses einmalige Stück Heimat erhalten geblieben ist und zwar

intakt, unversehrt und lebendig! Dass es uns gehört, und dass es uns allen offensteht! – Wer weiss heute noch, dass der Giessbach während des zweiten Weltkriegs zeitweise von Soldaten bewohnt war? Dass sogar Gerüchte umgingen, man wolle den Giessbach im Rahmen einer „Übung“ sprengen? Wer erinnert sich noch, dass Franz Weber die einzigartige historische Hotelanlage in einer ersten Rettungsaktion bereits Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts vor dem Bau eines gigantischen Viadukts der damals geplanten N8 bewahrte?

Es sollte nicht soweit kommen. Denn Giessbach, das war für ihn schon immer ein Inbegriff von Schönheit und Heimat gewesen. Er wusste: Sollte dem Giessbach einmal in irgendeiner Weise schwere Gefahr drohen, dann würde er diesem Juwel des Berner Oberlands zu Hilfe eilen.

Der Notruf kam. Zu Beginn der 80er Jahre sollte der Giessbach dem Bau eines grässlichen „Jumbo-Chalets“ weichen! Franz Weber zögerte nicht: Er startete zur zweiten Rettungsaktion. Mit Dankbarkeit und Staunen blickt er heute zurück auf die begeisterte Zustim-

mung, die seiner Kampagne „Giessbach dem Schweizer Volk“ aus der ganzen Schweiz und aus dem Ausland zuteil wurde. Und auf eine prächt-

ge Anlage, die heute aus der Schweizer Landschaft historischer Hotels nicht mehr wegzudenken ist. Unser Grandhotel Giessbach. ■

Liebe Giessbach-Gäste,

Was für ein Sommer das war! Prächtige heisse Tage und viele Gäste, die bei uns Abkühlung und Wärme, Ruhe, Erholung und Betriebsamkeit zugleich fanden. Die neue Beleuchtung der Giessbachfälle setzt dezente abendliche Akzente. Neue kulinarische Erlebnisse hat uns der Gastkoch Rolf Caviezel im Gourmetrestaurant Le Tapis Rouge beschert. Dankbar verabschieden wir uns vom gelungenen saisonalen Gastspiel Caviezels mit seinen vegetarisch-veganen Kunstwerken für alle Sinne.

So blicken wir zufrieden auf eine erfolgreiche Sommersaison zurück. Ganz zufrieden darf man als Hoteldirektor allerdings nie sein – schliesslich wollen wir Service und Angebot auf hohem Niveau laufend weiter ausbauen und verbessern. Und: Noch ist die Saison ja nicht ganz vorbei! Auf gleissende Sommertage folgt nun unser Giessbach-Herbst mit besonderen Angeboten.

Vergolden Sie sich die bunte Jahreszeit mit atemberaubenden Ausblicken, kulinarischen Herbstspezialitäten und einmaligen Ausflugserlebnissen zu Vorzugspreisen. Kommen Sie im Oktober zu uns und geniessen Sie das reichhaltige Giessbach-Frühstücksbuffet, freie Fahrt mit unserer historischen Standseilbahn, freien Eintritt ins Freilichtmuseum Ballenberg, eine Retourfahrt auf dem Brienz-See oder mit der Brienz-Rothorn-Bahn auf das Brienz-Rothorn.



Wir freuen uns auf Sie!

Ihr Roman Codina, Direktor Grandhotel Giessbach

PS Online buchen lohnt sich! Besuchen Sie unsere Webseite: www.giessbach.ch



Grandhotel Giessbach

BRIENZERSEE

EINE WELT FÜR SICH

Giessbach Herbst-Angebot

3 Übernachtungen im Doppelzimmer (nach Verfügbarkeit)

Reichhaltiges Giessbach-Frühstücksbuffet

Freie Fahrt mit unserer historischen Standseilbahn

Eintritt ins Freilichtmuseum Ballenberg

Retourfahrt auf dem Brienersee mit dem BLS-Schiff

Retourfahrt mit der Brienz-Rothorn-Bahn auf das Brienz Rothorn

ab CHF 375 statt CHF 525 pro Person

Gültig bis 25. Oktober 2015. Preis pro Aufenthalt in einem Doppelzimmer nach Verfügbarkeit, zzgl. Kurtaxe



GRANDHOTEL GIESSBACH

CH-3855 Brienz Tel. +41 (0)33 952 25 25 Fax +41 (0)33 952 25 30
grandhotel@giessbach.ch www.giessbach.ch

swiss
historic
hotels